

Eigentum der
Gesellschaft für Pommersche
Geschichte, Altertumskunde
und Kunst e.V.

P | 9 VIII R $\frac{24}{12}$ a

[9 III 0]

[9 III M]

[9 III J]

Universitätsbibliothek Greifswald 95 0 842 193 5



Rügenische Volkstunde.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Prof. Dr. A. Haas.

R [red]

Verlag von Arthur Schuster
Stettin 1920.

5871N7 2395

Gesellschaft für pommersche Geschichte,
Altertumskunde und Kunst e. V. Hamburg

Leihgabe an J. G. Herder-Institut

77.000 684

Vorwort.

Die schweren Kriegsjahre, die jetzt zwar äußerlich zum Abschluß gekommen sind, deren Folgen aber noch lange auf uns lasten werden, haben uns gezwungen, uns auf uns selbst zu besinnen, unsere Gedanken von allem Fremden und Ausländischen abzuwenden und uns des Wertes und der Bedeutung der eigenen Heimat wieder voll und ganz bewußt zu werden. So ist es nicht zu verwundern, daß aller Orten der Sinn für Heimatkunde und Heimatschutz lebendig und der Ruf nach heimatkundlichen Werken laut wird.

Auch für die Insel Rügen war in den Jahren 1918 und 1919 die Herstellung und Veröffentlichung einer ausführlichen Heimatkunde geplant worden, und für diese hatte ich die Bearbeitung des volkskundlichen Teiles übernommen. Durch das Eintreten verschiedener mißlicher Umstände ist das Zustandekommen dieses umfassenden Wertes gescheitert, und da keine Aussicht vorhanden ist, daß der Plan zu einem solchen Werke in absehbarer Zeit von neuem im Angriff genommen werden wird, so habe ich mich, durch meine rügenschen Freunde gedrängt, dazu entschlossen, die Volkskunde von der Insel Rügen, die seit zwei Jahren im Manuskript fertig vorliegt, jetzt selbständig als Sonderwerk herauszugeben.

Der Raum, der mir in dem ursprünglich geplanten Werke für die Volkskunde zur Verfügung gestellt worden war, war ein recht beschränkter; ich war dadurch gezwungen, einige Abschnitte kürzer und summarischer zu behandeln, als ich es unter anderen Umständen getan hätte. Diese ungleichmäßige Behandlung des Stoffes würde ich gerne durch eine Umarbeitung des Manuskriptes ausgeglichen haben; dem aber widersprach der Verleger, der mit Rücksicht auf die zur Zeit bestehenden Teuerungsverhältnisse im Buchdruckgewerbe eine Erweiterung des Manuskriptes für unzulässig erklärte.

Unter diesen Umständen veröffentliche ich das Manuskript in seinem ursprünglichen Zustande und gebe mich der Hoffnung hin, daß es auch so Freunde gewinnen und dazu beitragen wird, die Liebe zur heimatlischen Scholle zu stärken und zu beleben.

Leider war es bei den augenblicklichen Teuerungsverhältnissen im Buchdruckgewerbe auch nicht möglich, dem Werke Abbildungen beizugeben; bei einer eventuellen zweiten Auflage wird dieser Mangel abgestellt werden.

Prof. Dr. U. Haas.

Stettin, 14. März 1920.

Inhaltsverzeichnis.

1. Volksdichte und Siedelungsverhältnisse.
2. Altjächsische Bauernhäuser und Rauchfaten.
3. Stammeszugehörigkeit und Charakter.
4. Volkstracht und Volkssprache.
5. Sage und Märchen.
6. Aberglaube, Sitte und Brauch.



1. Volksdichte und Siedelungsverhältnisse.

Die Insel Rügen ist ein gleichmäßig und gut besiedeltes, aber nicht eben dicht bevölkertes Land. Bei einer Größe von 967,72 qkm hat es 542 Wohnplätze, aber nur 51290 Einwohner (nach der Zählung vom Jahre 1919) aufzuweisen. Die Zahl der Wohnplätze ist eine verhältnismäßig große, da schon auf 1,8 qkm je ein Wohnplatz fällt, und damit steht Rügen an erster Stelle von ganz Pommern. Umgekehrt verhält es sich hinsichtlich der Volksdichte. Wenn wir von dem Gesamtareal das Waldgebiet mit 115,75 qkm abrechnen, so entfallen auf je 1 qkm nur 56,5 Einwohner, und damit nimmt die Insel eine der niedrigsten Dichtestufen nicht nur in Preußen, sondern auch in der im allgemeinen wenig dicht besiedelten Provinz Pommern ein.

Die Verteilung der Bewohner über die Insel ist ungleich: ein dichter besiedelter Osten und Südosten steht einem dünner bewohnten Westen und Nordwesten gegenüber. Die Grenze zwischen beiden bildet die Landstraße, bez. Eisenbahnlinie Altefähr-Bergen-Viehow-Sagard-Sapritz (R. Krause: Volksdichte und Siedelungsverh. der F. R. VIII. Jahressb. der Gg. Ges. zu Greifswald 45).

Die Siedelungsverhältnisse haben sich auf Rügen im Laufe der letzten 7—8 Jahrhunderte nur wenig verändert. Die slawischen Bewohner der Insel saßen in zahlreichen Einzelsiedelungen, die über das ganze Land verstreut waren; Städte im modernen Sinne kannten sie noch nicht, die Burgwälle waren in Friedenszeiten unbewohnt, in den Tempelburgen wohnten nur die Priester; das Zusammenwohnen in größeren Dörfern fand nur selten statt. Die Roeskilder Matrikel vom Jahre 1318 führt auf Rügen 445 einzelne Wohnstätten an, die, wie natürlich, in der überwiegenden Mehrzahl noch slawische Namen führen. Von den 542 Wohnplätzen, die die Insel jetzt aufzuweisen hat, führen etwa 400 einen slawischen, die übrigen einen deutschen Namen; es sind also 74% der rügenschen Ortschaften aus altslawischen Ansiedlungen hervorgegangen; nur 26% sind in historischer Zeit neu angelegt. Dabei sind die wenigen Ortschaften, die ihren ehemaligen slawischen Namen nach der Christianisierung mit einem deutschen Namen vertauschten (das ehemalige Medow auf Wittow wurde zu Wick, Jamnow zu Neuenkirchen und Gora zu Bergen) nicht mitgezählt.

Ganz anders steht es mit der Volksdichte in alter Zeit. Schon Herbord nennt Rügen im Jahre 1159 *insula parva sed populosa*, und wenn die Angabe des Sazo Grammatikus über die Zahl der wehrfähigen Männer, die die Insel im Jahre 1168 aufbrachte, einigermaßen zuverlässig ist, können wir für die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts mit einer rügenschen Gesamtbevölkerung von 30000—35000 Seelen rechnen. Das ist aber eine erstaunlich

große Zahl, wenn wir sie mit der Gesamteinwohnerzahl der letzten 150 Jahre vergleichen. Rügen hatte im Jahre

| | | |
|------|-------|-----------|
| 1783 | 23431 | Einwohner |
| 1793 | 24085 | " |
| 1803 | 27426 | " |
| 1817 | 28124 | " |
| 1820 | 31007 | " |
| 1837 | 35325 | " |
| 1843 | 39112 | " |
| 1846 | 40692 | " |
| 1855 | 44747 | " |
| 1858 | 45534 | " |
| 1867 | 47048 | " |
| 1885 | 45085 | " |
| 1905 | 47042 | " |
| 1910 | 48150 | " |
| 1919 | 51290 | " |

Die Einwohnerzahl Rügens ist also — wahrscheinlich infolge der Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts — im Jahre 1783 um 10000 Seelen geringer gewesen als 600 Jahre vorher, und in unserer Zeit ist sie nur etwa ein Drittel größer als vor 750 Jahren. Daß an dieser auffallenden Erscheinung in der Bevölkerungsdichtigkeit tatsächlich die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts schuld sind, scheint auch eine Bemerkung Ranzows zu bestätigen, der um 1530 schreibt: „Das Land zu Rhügen ist vor allen umbliegenden Landen sehr fruchtbar und voller Einwohner, also das man meint, es gebe noch siebentausent werthtiger Leute“. Diese Angabe läßt auf eine Gesamtbevölkerung von 25000—28000 Seelen schließen, also auf eine Zahl, die nicht allzu sehr differiert von derjenigen des 12. Jahrhunderts.

Wie in slawischer Zeit, so ist auch jetzt noch die Siedelung in Einzelgehöften die vorherrschende auf Rügen. Städte gibt es nur zwei auf der Insel, Bergen und Garz. Bergen, das 4507 Einwohner (nach der Zählung vom Jahre 1919) zählt, wurde im Jahre 1613 von Herzog Philipp Julius von Pommern-Wolgast mit städtischen Gerechtigkeiten bewidmet. Garz, das 1881 Einwohner zählt, ist aus einer Siedelung neben der altslawischen Tempelburg Charenza entstanden; im Jahre 1318 wird es noch als Dorf (villa Charze) und am 8. September 1319 zum ersten Male als Stadtgemeinde bezeichnet. Außer den beiden Städten gibt es auf Rügen 301 selbständige Gemeinden, von denen 74 Landgemeinden und 227 Gutsbezirke sind.

Was Anlage und Form der rügenschen Ortschaften betrifft, so zeigen die Güter, und zwar sowohl die größeren, als auch die kleineren, eine ziemlich gleichförmige Bauart, während diese bei den Dörfern mannigfach wechselt.

Der Gutshof ist in der Regel so angelegt, daß er ein an drei Seiten geschlossenes Viereck bildet. Die eine Seite nimmt das Wohnhaus ein; im rechten Winkel dazu erheben sich an der rechten und linken Seite in etwas vorgeschobener Lage Ställe und Scheunen. Die vierte dem Wohnhaus gegenüber liegende Seite ist offen; hier befindet sich in der Regel die Zufahrt zum Gutshofe. Diese Anlage bietet einen doppelten Vorteil: einmal ermöglicht sie einen guten Überblick über das ganze Gehöft vom Wohnhause aus, und sodann verschafft sie einen geräumigen, wohlgeschützten und leicht abschließbaren

Hofraum. Die meisten Gutshöfe sind mit Bäumen und Buschwerk umpflanzt, und hinter dem Wohnhause pflegt ein Schmuß- und Gemüsegarten, zuweilen auch ein parkartig gepflegtes Gehölz zu liegen. Neben den Wirtschaftsgebäuden werden, zumal an der Wetterseite, mit Vorliebe schnell wachsende Pappeln gepflanzt, damit das Strohdach vor den üblen Wirkungen der Stürme geschützt ist.

In der Nähe der größeren Gutshöfe liegen in der Regel einige Wohnhäuser für die Gutsarbeiter und deren Familien, auf Rügen Katenhäuser oder kurzweg Katen genannt. Manche Katen sind zwei-, bez. vierhüschig, d. i. für zwei, bez. vier Familien eingerichtet; das sogenannte Armenhaus in Bergen ist sogar achthüschig (Hüsch bedeutet ursprünglich Familie, dann Wohnung für eine Familie. Vgl. Ranzow I 70 II 282 f. Zeitschr. des Ver. f. Vöde. 1912, 401 ff.)

Unter den rügenschen Dörfern sind hauptsächlich zwei Typen von Dorfanlagen vertreten, das Hausendorf und das Reihendorf. Die sogenannten Rundlinge, die man in der Regel als slawische Bauart anzusehen pflegt, fehlen auf Rügen.

Wo die Einzelhöfe näher aneinander gerückt, aber regellos und in ungleichen Entfernungen voneinander über die Feldmark verstreut sind, haben wir das Hausendorf. Dazu gehören, um einige Beispiele anzuführen, Nipmerow, Promoisel, Riezow, Dreschwitz, Sehlen, Mölln-Medow, Krackwitz, Lonwig, Wilmnitz, Groß-Stresow, Neuenzien, Baabe.

Wo dagegen die Einzelgehöfte in geringen, oft gleichen Zwischenräumen voneinander und in der Regel mit gleichen Fronten an der Straße nebeneinander liegen, haben wir das Straßen- oder Reihendorf. Solche Reihendörfer sind Putgarten, Polchow, Ramin; einzeilige Reihendörfer, in denen, wie der Volkswitz sagt, „der Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken wird“, sind Breechen, Neu-Reddewitz, Mariendorf. Einzeilige Reihendörfer finden sich besonders häufig an der Küste, wie z. B. Breege, Neutamp, Neuendorf (Putbus), Seedorf, Moritzdorf, Gager. Das lang und schmal ins Meer hinausgestreckte (Alt-)Reddewitz hat sogar von dieser Anlage seinen Namen erhalten, da Reddewitz von red Reihe, Zeile abzuleiten ist (Balt. Stud. 44, 150 und IX. Jahr. Gg. Ges. zu Greifswald 115).

Eine nur auf Rügen vorkommende Siedelungsart sind die sogenannten Vietenhöfer. Vieten sind — mag man das Wort aus dem Deutschen oder aus dem Slawischen (ahd. hlita, mhd. lita Halde, Bergabhang — slaw. lijaty die Stelle, wo das Ufer Wasser ausgießt, Pom. Volksf. II 112 und Balt. Stud. 44, 105) herleiten — sanft abgedachte Schluchten im Steilufer. Solche Schluchten mochten von vornherein zur Besiedelung einladen, weil einerseits die Wände der Schlucht guten Schutz vor Sturm und Unwetter boten, und andererseits der sanfte Abfall zur Küste einen bequemen Zugang zur Bootsstelle darbot. Die wichtigsten Vietenhöfer sind Witt bei Arkona, das alte Dorf Sahnitz und Altesfahr.

Besondere Beachtung verdienen die Kirchhöfer, deren Anlage und Entstehung uns in die früheste geschichtliche Zeit zurückführt. Die ersten Gotteshäuser wurden auf Rügen gleich bei der Einführung des Christentums, z. T. noch im Jahre 1168 in den bisherigen slawischen Tempelburgen oder auf anderen heidnischen Kultstätten und Begräbnisplätzen errichtet. So wurde gleich nach der Eroberung der Tempelburg Arkona eine Kapelle in Witt bei Arkona erbaut, einige Tage danach wurden im Bezirk von Charenza — wahr-

vierten Teile des Landes zurückgedrängt, auf denen sie nur ein kümmerliches und beschwerliches Dasein führen konnten; andere sahen sich genötigt, bei den Deutschen als Landarbeiter und Knechte Dienste zu nehmen. In letzterer Beziehung ist es bedeutungsvoll, daß die Wörter Slawe und Slave, die ja auf denselben Wortstamm zurückgehen, im rügenischen Plattdeutsch überhaupt nicht unterschieden werden und daß „sich slawen“, „sich afflawen“ auf Rügen soviel wie „sich abmühen“ bedeutet. Außerlich kommt das Ringen zwischen Slawentum und Deutschtum im 13. und 14. Jahrhundert zum Ausdruck in den zahlreichen Doppelnamen einzelner Ortschaften, die mit deutsch- und wendisch-, groß- und klein-, alt- und neu- zusammengesetzt sind; diese Benennungen zeigen, daß die Deutschen das Hauptgut, die Slawen das Nebengut inne hatten. Die von den Deutschen neu angelegten Güter, zu denen vor allem die Hagedörfer gehören, sind auf Rügen nicht sehr zahlreich. Vielfach ließen sich die Slawen in den Küstendörfern nieder, um der Fischerei obzuliegen.

Nach dem Geschilderten ist es klar, daß wir den Bevölkerungswechsel auf Rügen nicht als eine friedliche Vermischung oder als eine gegenseitige Durchdringung und Durchsetzung zweier gleichberechtigter Stämme aufzufassen haben; vielmehr war die Sache so, daß die eingewanderten Deutschen die Herrn, die Slawen die (unterdrückten) Knechte waren; die Slawen wurden zunächst zurückgedrängt und zuletzt völlig aufgesogen.

Fast zwei Jahrhunderte hat der Kampf ums Dasein gedauert, bis die an Kultur stärkeren Deutschen obgesiegt hatten. Im Jahre 1400 starb auf Jasmund eine Frau Galtig als letzte Person, die auf Rügen der wendischen Sprache mächtig gewesen war. Seitdem gibt es nur Deutsche und zwar lediglich Niederdeutsche auf der Insel.

Im 17. und 18. Jahrhundert sind noch einmal fremde Elemente zu der einheimischen Bevölkerung hinzugekommen. Im Laufe des 30jährigen Krieges ist, wie Grümble: Darstellungen II 42 ausführlich, durch Gewalttätigkeit und neue Einwanderungen die Menschenrasse auf Rügen verändert worden, und ebenso beurkunden die alten Kirchenbücher, wie die Dänen und besonders Karls XII. Krieger die Rügianer mit schwedischer Nachkommenschaft vermischt haben. Indessen ist dadurch der niederdeutsche Charakter der Bevölkerung ebenso wenig beeinträchtigt worden, wie durch die zahlreichen Veränderungen, die die Freizügigkeit, der Ausbau des Verkehrs wesens und die Entstehung der Badeorte auf Rügen in den letzten 50—60 Jahren in dem Bestand der Bevölkerung hervorgerufen haben.

So wird für die Insel Rügen gewiß zutreffen, was für die Provinz Pommern allgemein gilt, nämlich daß fast die Hälfte der Bevölkerung aus Langköpfen mit blonden Haaren und blauen Augen besteht, während die auf slawische Abkunft hinweisenden Rundköpfe nur 10 Prozent der Bevölkerung ausmachen; der Rest besteht aus Mischlingen.

Grümble sagte schon 1819 mit Recht: „Im ganzen dürften die Spuren sehr schwach sein, die man noch jetzt von wendischen Abkömmlingen auf Rügen finden wollte“, und ebenso betont Fock I 12, daß wir durch nichts berechtigt sind, „gegenwärtig“ — im 19. Jahrhundert — „in Vorpommern und Rügen noch von vorhandenen wendischen Elementen unserer Bevölkerung zu reden, weil etwas wendisches Blut in ihren Adern fließt.“ Bei dieser Gelegenheit sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß man aus den auf Rügen häufig vorkommenden slawischen Familiennamen, wie Breesse, Dambel, Dalmer, Grahl,

Farmer, Bahnke, Utesch, Wienke, Urkowitz, Bufow, Grabow u. a., keineswegs auf slawische Abstammung der betreffenden Personen schließen darf.

Was nun den Charakter der Rügianer anbetrifft, so liegen uns darüber bereits aus älterer Zeit Urteile und Nachrichten vor. Helmold, ergänzt durch die Ottobiographien, schildert die Wildheit, Grausamkeit und Gewalttätigkeit der slawischen Rügianer, rühmt aber daneben ihre unbeschränkte Gastlichkeit und weitgehende Fürsorge für Alte und Schwache, insbesondere für die betagten Eltern. Es waren also Licht- und Schattenseiten im Charakter der Ränen vereinigt, doch scheinen die letzteren in überwiegender Zahl vorhanden gewesen zu sein (Fock).

Im Zeitalter der Reformation, als inzwischen die slawische Bevölkerung auf Rügen verschwunden war, gibt uns Thomas Ranzow eine ausführliche Charakteristik der Rügianer, die wir umso höher einzuschätzen haben, weil wir annehmen müssen, daß Ranzow als geborener Stralsunder die Bewohner der Insel gut gekannt hat. Er schreibt:

Es seint die Einwohner dieses Landes sehr ein mordisch und zentisch Volk, das es eben an inen sehr wahr ist, wie das lateinische Sprichwort lautet: omnes insulares mali. Dan im ganzen Land zu Pommern werden kein Jar so viel vom Adel und andere erlagen, als allein in dieser kleinen Insel. Es gibt dis Volk auch wol so viel Rechtgands, als das halbe Land zu Pommern. Dan alle Sonnabend helt der Rantfogt sampt den Ertisten des Lands zu Bergen Gerichte: da hat er von fru Morgens bis sehr an den Abend gnug zu thunde, und er hort auch umb des Mittags Mals willen nicht auff; dan so er sie weggehen liesse und nach Essens widerbescheidete, so trinken sie sich etwar tol und sul und slagen sich und machen newe Ursachen oder treiben solliche Ungestemmicheit vorm Gerichte, das der Rantfogt nirgenz mit inen aufthomen than. Darum syht er gern das Gericht gar aus, das er die Sachen entscheide, oder so es zu lange weret, das er sie bis auff den andern Gerichtstag verweise. — Es ist kein Edelmann oder Pawr so slicht, das er sein Wort nicht selbst redete und das er nicht ire gewonliche Rantrecht wüste. Und aus sollicher Vermessenheit wil einer dem andern nirgenz inne nachgeben, und thumt daraus so viel Haders, Zancks und Morts, das es zu viel ist. Sonderlich geraten sie in den Krogen und Wirzheusern leichtlich an ein ander, und wan einer sagt: „Das walt Got und ein kalt Eisen!“ so mag man ime wol auff die Faust sehen und nicht auf das Maul, dan er ist bald bey ime. Und geschicht in den Krugen so viel Slahens, Morts und Injurien, das oft ein Edelmann, der einen Krog hat, so viel von der Buß und Straffgelde ein Jar than daraus gehaben, als sunst etwar von einem halben Dorffe.

Um diese mehr tadelnde als lobende Schilderung richtig zu bewerten, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß Ranzow an der betreffenden Stelle (II 254 f.) nur das hervorheben wollte, wodurch sich die rügenische Bevölkerung von der pommerschen unterschied. Wir müssen also zur Ergänzung der Charakteristik das hinzufügen, was Ranzow II 240 von den Pommern im allgemeinen sagt:

Das Volk ist mehr guthertzigt wan freuntlich und mehr simpel dan klug, nicht leichtsynnigt, auch nicht sehr frolich, sonder etwas ernster und schwermutig. Sunst aber ist ein aufgericht, trewe, verschwiget Volk, das die Rügen und Schmeichelwort hasset, pisset gern Geste und gehet widder zu Gaste und thut einander nach irer Art und Vermogen gern gutlich u. s. w.

wesen, die höchst wahrscheinlich von Scandinavien her zu Schiff über die Ostsee herübergekommen sind. Wie diese Stämme im einzelnen geheißen haben, wissen wir nicht mehr; ebenso wenig, wie lange die einzelnen Stämme auf der Insel ansässig gewesen sind. Der letzte vor der slawischen Einwanderung auf Rügen ansässig gewesene Germanenstamm ist vielleicht der Stamm der Rugier gewesen.

Früher hat man geglaubt, die auch von Tacitus (Germ. 43) genannten Rugii hätten weiter östlich, an der Oder und in Hinterpommern gewohnt und der Gleichklang des Namens der Insel Rügen mit dem Volksnamen der Rugier sei ein zufälliger; so Müllenhoff, Barthold u. a. Aber gerade neuere Forscher haben sich dahin ausgesprochen, daß die Rugier auf Rügen gesessen und der Insel ihren Namen verliehen haben. So sagt Wilser (Deutsche Vorzeit, Steglitz 1918, S. 90): „Die Rugier, ursprünglich an der skandinavischen Westküste wohnend, wo Jordan noch die Ethelrugier kennt, hatten von dort aus zunächst das noch ihren Namen tragende Rügen besetzt, nach dem sie selbst Holmruugier d. i. Inselrugier genannt wurden“. Ähnlich äußert sich auch Bandoli (Der Ursprung der Bewohner Rügens, Langensalza 1917, S. 20 ff.); wenn letzterer aber glaubt, die hier behandelte Frage durch bloße Zusammenstellung der oft unklaren Berichte der antiken Schriftsteller lösen zu können, so ist dem zu entgegen, daß auch die Altertumsforschung eine entscheidende Stimme in der Frage abzugeben haben wird.

Mit der Frage, ob die Rugier auf der Insel Rügen ansässig gewesen sind oder nicht, hängt die andere Frage zusammen, welche Bedeutung der Name „Rügen“ hat. Solange man der Meinung war, daß die Rugier nicht auf der Insel heimisch gewesen seien, versuchte man das in zahlreichen Schreibarten vorliegende Wort Rügen aus dem Slawischen zu deuten. Beyersdorf will das Wort zurückführen auf rujny hitig, brünstig; „die Rugier schäkten sich als homines fervidi ingenii, acrioris naturae“. Jacob leitet „Rügen“ von slaw. rog Horn ab und meint, daß damit „das äußerste Ende wendischen Landes, zugleich in seinen kühn geschwungenen, nach der steilen Spitze des Vorgebirges Arkona drängenden Linien, sehr richtig charakterisiert ist“. Schubert leitet den Namen der Insel von routi, ru-ji zerren, reißen, raufen, zausen ab; er glaubt, daß die Insel ursprünglich nur Ruj hieß (Walt. Stud. 32, 2 S. 93; 44 S. 96; n. F. 2 S. 34).

Alle diese Deutungen, deren Richtigkeit auch aus sprachlichen Gründen angezweifelt wird, werden hinfällig, sobald man annimmt, daß die Rugier auf der Insel Rügen heimisch gewesen sind und der Insel ihren Namen gegeben haben; denn in diesem Falle muß das Wort „Rügen“ auf ein germanisches Stammwort zurückgeführt werden. So leitet E. von Weucus (Zur Erkenntnis der Vorzeit, Düsseldorf 1916, S. 26) Rügen von dem altdeutschen Bruoga, Rog, Ruck, Rüg d. i. Gericht, Versammlung der Hundschafsmitglieder, ab. Kossinna (Die deutsche Vorgeschichte, Würzburg 1914, S. 144) glaubt, daß der Name „Rugier“ die Leute spöttlich als die „Roggenesser“ bezeichne; im achten vorchristlichen Jahrhundert habe sich nämlich ein Klimasturz vollzogen, der dem bisherigen Weizenbau in Schweden den Todesstoß versetzte und die bisherige Nordgrenze der Kiefer, der Hasel und der Wassernuß um drei Breitengrade weiter nach Süden verschob; infolgedessen seien die Leute notgedrungenweise zum Roggenbau übergegangen und „Rugier“ genannt worden.

Diese beiden scheinbar weit auseinander gehenden Deutungen stehen jedoch in einem inneren ursächlichen Zusammenhange. Denn, wie E. von Weucus S. 25

lehrt, ist der Name des Roggens gleichfalls von demselben Stamme Rog d. i. Gericht, Gemeindeversammlung abzuleiten, wie Rügen; wahrscheinlich nämlich ist der Roggen als (neues) Hauptbrotkorn nur als Gemeindegut gebaut worden, wie denn der Anbau einer Gemeindefrucht auch bei anderen Völkern üblich ist.

So führt also der eine Forscher den Namen Rügen bez. Rugier auf „Rog“ in seiner ursprünglichen Bedeutung, der andere auf „Rog“ in einer abgeleiteten Bedeutung zurück, und der Umstand, daß der Name von zwei ganz verschiedenen Seiten, von der sprachlichen und von der archäologischen Seite, auf denselben Wortstamm zurückgeführt wird, bietet wohl eine Gewähr für die Richtigkeit dieser Ableitung.

Bei Beginn der großen Völkerwanderung, die man gewöhnlich mit dem Einbrüche der Hunnen in Europa im Jahre 375 nach Christi Geburt ihren Anfang nehmen läßt, sind die Rugier, unter Zurücklassung eines Teiles ihrer Volksgenossen auf der Insel, in südöstlicher Richtung ausgewandert, haben die Oder erreicht und dann, dem Laufe dieses Flusses folgend, den Paß zwischen Sudeten und Karpaten überschritten; darauf sind sie durch das Tal der March ans linke Donauufer gegenüber vom heutigen Wien gelangt, wo sie im neuen „Rugiland“ längere Zeit ansässig blieben, um endlich mit Odoaker und mit dem Ostgotenkönig Theoderich dem Großen nach Italien zu ziehen (nach Wilser).

Daß ein Teil der Rugier bei der Auswanderung ihrer Volksgenossen nach dem fernen Süden auf der Insel Rügen zurückblieb, entspricht einerseits der Gepflogenheit anderer germanischer Stämme und ergibt sich andererseits aus einzelnen Ortsnamen, wie Haardt (Monatsbl. 1919, S. 10), Hundbruck, Hunnenbäk, Ruuger Barg u. a. (Quidborn XII 99); vgl. weiter unter S. 12. Im sechsten — nach Bandoli erst im 7.—8. — nachchristlichen Jahrhundert wälzte sich dann die slawische Volkswelle von Osten her über die nur dünn besiedelten südlichen Ostseeländer heran, und bei dieser Gelegenheit wurde auch die Insel Rügen von einem zu den Belataben oder Wilzen gehörigen Stamm besetzt, der sich das Volk der Nanen oder Runen nannte. Die Entstehung dieses Namens haben wir uns (nach Bandoli) vielleicht so zu denken, daß die zugewanderten Slawen sich den Namen der auf der Insel zurückgebliebenen Rugier aneigneten, wobei sie den scharfen G-Laut weich aussprachen und ihre slawischen Endungen anhängten; so entstand der Name Rujani, der in Rani oder Runi gekürzt wurde, während die Insel als Rujana, Ruja, Rana bezeichnet wurde.

In den slawischen Nanen sind die an Zahl und Widerstandskraft gewiß nur schwachen Reste der germanischen Rugier aufgegangen. Adam von Bremen (sein Werk reicht bis 1072), Helmold (bis 1172) und Saxo Grammatikus (bis 1185) wissen nichts mehr von germanischen Volksresten auf der Insel zu berichten, und als im Jahre 1168 das Christentum auf Rügen eingeführt wurde, war die Bevölkerung der Insel eine rein slawische. Als dann aber bald nachher die Einwanderung deutscher Kolonisten aus dem Westen Deutschlands einsetzte, begann für die rügenschen Slawen ein höchst ungleicher und völlig aussichtsloser Kampf ums Dasein, in welchem die letzteren als die an Kultur Schwächeren notwendigerweise unterliegen mußten und auch tatsächlich unterlegen sind. Die deutschen Einwanderer siedelten sich mit Genehmigung und unter dem Schutz der Landesfürsten von vorneherein auf den fruchtbarsten Bändereien an und sicherten sich dadurch, daß sie sich allerlei Vorrechte erteilen ließen, die günstigsten Erbsenbedingungen. Die Slawen aber wurden bald mehr und mehr auf die unfruchtbaren, bisher nur wenig oder gar nicht kultiv-

scheinlich zu Charenza, Swantow und Poserik — drei Kirchhöfe geweiht; später entstanden Gotteshäuser in den Burgwällen Charenza, Rugard, Jasmund (Capelle bei Sagard), Streu am Bobden und wahrscheinlich auch zu Capelle bei Gingst. Die Marienkirche zu Bergen, die nebst dem dortigen Eisterzienfer-Nonnenkloster als erstes Ziegelsteinbauwerk auf Rügen erbaut und im Jahre 1193 eingeweiht wurde, entstand auf einem vorgeschichtlichen Begräbnisplatze, auf dem noch im 17. Jahrhundert Urnen und Scherben gefunden wurden. Zur Zeit des Königs Waldemar (1157—1182) gab es, wie Helmold II 12 berichtet, schon zwölf Gotteshäuser auf Rügen, und wir dürfen annehmen, daß sich ihre Zahl im Verlaufe des 13. Jahrhunderts noch weiter vermehrt hat. Wenn nun die Gotteshäuser in erster Linie lediglich für religiöse Zwecke errichtet wurden, so haben sie daneben vielfach auch strategische Bedeutung gehabt, und das gilt nicht nur von denjenigen Kirchen, die auf den alten Burgwällen angelegt waren, sondern auch von manchen anderen Gotteshäusern, die sich bereits im 13. und 14. Jahrhundert nachweisen lassen. Den Kirchen von Altesfähr, Saanten, Poserik, Lancken, Bobbin, die auf weithin sichtbaren Bergeshöhen liegen und zum Teil noch jetzt mit starken Friedhofsmauern aus unbehauenen Findlingsblöcken umgeben sind, sehen wir es noch heutzutage an, daß ihre Erbauer neben den religiösen auch kriegerische Zwecke im Auge gehabt haben.

2. Altsächsishe Bauernhäuser und Rauchkaten.

Die älteste Hausform, die wir auf Rügen vorfinden, ist die des altsächsischen Bauernhauses, das wegen seines altertümlichen Aussehens auf Rügen oft fälschlich als wendisches Haus angesehen und bezeichnet wird.

Das altsächsische Haus ist ein dreischiffiger Ständerbau mit durchgehender, hoher Mitteldiele und zwei angeklappten Seitenschiffen. Das ganze Bauwerk ist überdeckt von einem riesigen, tief herabgehenden Strohdach mit Ganzwalm; die Windbretter tragen nicht selten zwei gekreuzte, nach außen schauende Pferdeköpfe, wie z. B. auf Mönchgut, oder auch anderen Giebel schmuck. Die beiden Seitenschiffe springen nicht selten etwa 1 m weit über das Mittelschiff vor und bilden so einen trefflichen Schutz für die Vorder- und Hintertür des Hauses, die an der Schmalseite des Mittelschiffes liegen. Die Türflügel bestehen vielfach aus zwei horizontal geteilten Hälften, der Unnerdör und der Vabendör; die Unnerdör hat dicht an der Schwelle das sogenannte Katzenloch.

Die Tür führt auf die das ganze Mittelschiff einnehmende Diele, die Däl, deren lehmgestampfter Boden im Winter als Drehschnecke dient. Rechts und links von der Mitteldiele liegen die Wohnräume für die Menschen und die Unterkunftsräume für das Vieh, während die ausgedehnten Räume unter dem Strohdach zur Aufnahme der Ernteerträge bestimmt sind. Auf der Diele oder in einer Kammer des rechten bez. linken Seitenschiffes befindet sich der offene Herd, dessen aufsteigender Rauch, da ein Schornstein fehlt, das ganze Innere des Hauses bis zum Dachfirst hinauf erfüllt, bis er schließlich durch Rigen und Spalten des Strohdaches einen Ausweg findet. Daher ist das Gebälk in diesen alten Häusern auch stets mit einer dicken harten Kruste von schwarzer Farbe überzogen; und diese Kruste bildet ein gutes Schutzmittel gegen Feuergefahr.

Auf Rügen heißen diese alten Sachsenhäuser Roothüüser oder Rödterkaten. Einige von ihnen haben neuerdings Schornsteine, verdeckte Herde und richtige Ofen erhalten.

Nach den trefflichen Untersuchungen von Pessler (Das altsächs. Bauernhaus in seiner geogr. Verbreitung, Braunschweig 1906, und Das altsächs. Bauernhaus der F. R. in Zeitschr. für Ethnol. 1906, 967—980) sind auf Rügen zur Zeit noch etwa 25 von diesen altsächsischen Bauernhäusern erhalten. Sie befinden sich in Alt-Reddewitz, Baabe (2), Gager, Groß-Stresow — das dort gelegene Sachsenhaus heißt „das Verräterhaus“ —, Groß-Zicker, Hagen auf Jasmund, Kleinhagen, Klein-Zicker, Lobbe (2), Middelhagen, Mistelitz (3), Pantow — das dortige Sachsenhaus heißt im Volksmunde „der Zuckerhut“ —, Seelwitz (2), Sellin, Tankow, Witte auf Hiddensee, Waase und Zirkow (4). Ungefähr ebenso groß ist die Zahl derjenigen altsächsischen Häuser, die durch Umbauten zwar verändert sind, aber doch die ursprüngliche Anlage noch deutlich erkennen lassen. Sie befinden sich in Altesfähr, Altenkamp, Altenkirchen, Altesien, Binz, Breege, Giesendorf, Glowe, Grieben, Hagen auf Jasmund, Hiddenseer Fährinsel, Konwik, Neuendorf (Putbus), Neuenzien, Neuhof, Nipmerow, Polchow, Breez, Ramin, Schaprobe, Trent, Ubars, Wreechen. Spuren von dem früheren Vorhandensein altsächsischer Bauernhäuser haben sich nachweisen lassen in Bessin, Bliedow, Cabelow, Carow, Crampas, Dalkwik, Freesenort, Freez, Garlepow, Göhren, Gramitz, Gustow, Krackwik, Lancken, Lamschwik, Lubkow, Rakewik, Ronnewik, Poserik, Rappin, Serams, Silwik, Stubben, Thiesow, Trips, Wilminz, Wiek. In früheren Zeiten wird das Sachsenhaus vermutlich über die ganze Insel gleichmäßig verbreitet gewesen sein. Auch die rügenschen Scheunen weisen noch hier und da die Formen des sächsischen Langhauses auf.

Auf der Insel Hiddensee gab es vordem ausschließlich Rauchhäuser, und diese Häuser machten, weil ihre Wände mit Torfsoden ausgefüllt waren, einen höchst primitiven Eindruck. „Hierher“, sagt Zöllner im Jahre 1795, „muß man gehen, wenn man sich einen lebhaften Begriff von der Baukunst in ihrer ersten Kindheit machen will; wenigstens habe ich sonst nirgends als hier Häuser aus Torf gesehen. Nur wenige Häuser sind ordentlich mit hölzernem Fachwerk aufgeführt; an den meisten sind nur die Eckpfeiler und einige Zwischenpfeiler aus Holz, das übrige ist von Torf wie ein Schwalbennest zusammengeleckt. . . . Zur Abwechslung sieht man statt des Torfs auch wohl Seetang und Feldsteine angewendet.“ Die farbige Abbildung solch eines alten Hiddenseer Rauchkaten findet sich bei Indigena (Grümbke): Streifzüge durch das Rügenland, Altona 1805, 68.

Eine größere Anzahl dieser älteren primitiven Wohnhäuser hatte sich auf Hiddensee noch bis vor fünfzig Jahren erhalten. Aber die Sturmflut vom 12.—13. November 1872 vernichtete einen Teil derselben, andere wurden damals so stark beschädigt, daß sie durch Neubauten ersetzt werden mußten.

3. Stammeszugehörigkeit und Charakter.

Bezüglich ihrer Stammeszugehörigkeit sind die Bewohner Rügens früher oft fälschlich eingeschätzt worden, indem man sie für Mischung von Slawen und Deutschen ausgab. Die Unrichtigkeit dieser Auffassung ergibt sich aus einer unbefangenen Betrachtung der geschichtlichen Vorgänge, die sich bei der Germanisierung der Insel im 13. und 14. Jahrhundert abgepielt haben.

Des besseren Verständnisses wegen hole ich etwas weiter aus.

Nach allgemeiner Annahme ist die Insel Rügen seit der jüngeren Steinzeit bis zu Beginn der Slawenzeit von germanischen Volksstämmen bewohnt ge-

Im Essen und Trinken scheinen die Rügianer im 15. und 16. Jahrhundert tatsächlich oft das richtige Maß überschritten zu haben. Zum Beweise dient ein lateinischer Knittelvers, den der Camminer Bischof Benedikt Waldstein, „ein Oberländer“, verfaßte, als er von dem starken Essen der Rügianer hörte:

Si tu non poteris septem maltida vorare

Et monstrum casei, non Rugianus eris!

d. i. kannst du nicht sieben Mahlzeiten auf einmal hinabschlucken und dazu noch ein Ungetüm von Käse, so wirst du kein echter Rügianer sein.

In dem Rufe, starke Esser und Trinker zu sein, stehen die Rügianer noch heutigen Tages. Das zeigen uns sprichwörtliche Redensarten wie die folgenden: Dörch de Kehl geht väl. — De het natt fodert. — De Goos is 'n narrschen Vågel: tom Frühstück is dat 'n bäten to väl, un to Middag nich recht genog. — He frett as 'n Schüündöcher. — Nu holl ick dat sacht mit eenen ut, de in vieruntwintig Stunn nicks krägen ket. — Wat man sich afsport an 'n Munn', dat freten nächst Katten un Hunn'. — Das zeigen uns auch Schwänke und Erzählungen, wie die folgenden: Was Johann zu leisten vermag (Haas: Rüg. Sagen, 2. Aufl. 204), Warum Johann im französischen Kriege das Eisene Kreuz kriegte, und He kann nich mihr (Haas: Schnurren, Schwänke und Erz. 20. 34).

Im übrigen nehmen die Rügianer gerne teil an anderen Charakterzügen, die von den Pommern im allgemeinen gelten. König Friedrich Wilhelm I. hat sie „treu wie Gold“ genannt. Friedrich der Große rühmt ihren geraden, naiven Sinn, ihre Offenherzigkeit und Kriegstüchtigkeit. In letzterer Beziehung sei auch an Fritz Reuters Vers (Läuschen un Hiemels II 22) erinnert:

De pommersch Bur, dei is tau kenn',
Wenn hei 't Gewehr fött bi dat Enn',
Wenn hei den Kolben fluschen lett
Un wenn hei dicke Arwten frett.

Unser großer rügenischer Landsmann Ernst Moritz Arndt urteilt: „Die Art meiner Heimat ist etwas träge und bequem, aber durchaus gutmütig und gerade; ihre mit Recht gepriesene Fröhlichkeit, Tapferkeit und Treue beugt sich selten zu Hänken und Hinterlisten nieder“.

Am ausführlichsten äußert sich J. J. Grumbke (Darstellungen II, 55 bis 61) über den rügenischen Volkscharakter. Unter den Bürgern und Handwerkern, sagt er, herrscht kein ordentlicher Wohlstand, und daher fehlt das heitere, gemüthliche Leben, das dadurch erzeugt wird*). . . Sie sind zum Teil roh, streitsüchtig und von plebejischen Leidenschaften beherrscht . . . Das rügenische Landvölk ist von mittlerer Statur, breitschultrig, selten schön gebaut und meist dünn von Waden, sonst durch Klima und Lebensart abgehärtet und kraftvoll. Von Jugend auf an schwere körperliche Arbeit gewöhnt, können sie, wenn es ihnen ernst ist, sich lange und anhaltend aufstrengen . . . Trotz einer gewissen Langsamkeit und Schwerfälligkeit beweisen sie doch im allgemeinen Fleiß und Emsigkeit in ihren Geschäften. Bei einer gewissen Ruhe und Bedächtigkeit, man könnte fast sagen Gleichgültigkeit können sie doch sehr aufgebracht und zornig werden und sind gegen Höhergestellte übernehmend und unter sich zänftisch

*) Ist inzwischen anders geworden.

und zu Rechtsstreit geneigt, wie ihre Vorfahren . . . Die männlichen Angesichter zeigen auffallende, scharf markierte Züge, aber kein eigentümliches, nationales Gepräge. Unter dem weiblichen Geschlechte gibt es hin und wieder recht hübsche, nicht bloß frische, sondern auch feine Gesichter, aber wenig schöne Gestalten, weil unter der Last früher schwerer Dienstgeschäfte der Körper nicht allmählich ausgebildet, sondern gewaltsam ausgereicht und bald steif und unschmiegsam wird.

Nach Mittheilung dieser von besten Kennern gegebenen Charakteristiken erübrigt es für den Verfasser, hier weitere Eigenschaften seiner Landsleute aufzuzählen. In den folgenden Abschnitten über Aberglauben, Sitte und Brauch werden so wie so noch einzelne Charakterzüge zur Sprache kommen.

4. Volkstracht und Volkssprache.

Von einer besonderen individuellen Volkstracht kann auf Rügen — von der Halbinsel Mönchgut abgesehen — nicht die Rede sein, denn die Rügianer unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Tracht in keiner Weise von anderen Menschen. Auch das, was Grumbke II 59 f. über die vor hundert Jahren übliche Tracht der Rügianer im allgemeinen berichtet, bestimmt diese nicht als eine Sondertracht, sondern beschreibt nur die damals allgemein übliche Kleidermode.

Eine Tracht in volkstümlichem Sinne hat sich aber noch auf der Halbinsel Mönchgut erhalten, und eine solche existierte bis vor etwa 100—120 Jahren auch auf den beiden Nebeninseln Hiddensee und Ummanz.

Einige spärliche Nachrichten über die Tracht der Hiddenseer und Ummanner haben sich bei Zöllner (Reise durch Pommern nach der Insel Rügen, Berlin 1797), Nernst (Wanderungen durch Rügen, Düsseldorf 1800) und Grumbke erhalten.

Die Grundfarbe der Hiddenseer Tracht war dunkel, in der Regel schwarz. An der Männertracht waren am auffallendsten die weißleinenen Beinkleider, die über beide Schenkel in eins gingen und wie ein Sack bis über die Knie herabhängten. Als Kopfbedeckung diente eine Mütze mit Troddel. Auf Ummanz war die Kleidung der Männer blaugestreift. Als kärglichen Überrest von der Frauentracht beobachtete Nernst im Jahre 1795 bei einigen steinalten Mütterchen als Kopfbedeckung „schwarze Mützen, welche am Hinterkopfe hoch und spitz zusammenliefen“ und am Rand mit einer schmalen weißen Verbrämung verziert waren. Wenn die Frauen über Land gingen, trugen sie Hüte, die mit schwarzer Wachleinwand oder Etamin überzogen waren.

Auf Hiddensee wie auf Ummanz wurden alle Zeugstoffe durch Hausindustrie hergestellt. Besonders standen die Ummannerinnen in dem Rufe, daß sie den Flachs durch Röten im Seewasser und durch vieles Klopfen aufs feinste zuzubereiten verstanden. Die Zeugarten, die sie herstellten, waren dreierlei: ein einfacher Stoff, Ziegeth genannt, ein geköppter Stoff, der Halbsett hieß, und ein Stoff mit flächsenen Streifen, welcher Warp genannt ward. Bei allen drei Zeugarten war der Aufzug leinen, der Einschlag wollen. Alle Quellen stimmen darin überein, daß die Tracht der Hiddenseer derjenigen der Mönchguter ähnlich gewesen sei. Auf Hiddensee sind die letzten Reste der Tracht kurz vor dem Jahre 1800, auf Ummanz zwischen 1820—1825 verschwunden; heutzutage ist auch die Erinnerung daran völlig verschollen. Vgl. Pom. Wkde I 41 ff.



Auf der Halbinsel Mönchgut hat sich eine höchst kleidsame, schmutze Volkstracht bis in die Gegenwart hinein erhalten. Nach einer kurz vor Ausbruch des großen Krieges vorgenommenen Zählung bedienten sich noch etwa 240 Personen (80 Männer, 156 Frauen und einige Kinder) der Tracht; das ist etwa der zehnte Teil aller Mönchguter.

Die Männer tragen eine kurze Jacke aus schwarzem Wollstoff mit zwei Reihen eng aneinander genähter Knöpfe und unter der Jacke eine quer gestreifte, rotbunte Weste mit zwei Reihen gelber Knöpfe. Die Beine sind mit 3—4 Paar Beinkleidern bekleidet, von denen die zu oberst getragenen weißleinene „Bluderhosen“ sind; sie reichen bis auf die halben Waden herab und flattern, da sie außerordentlich weit sind, wie ein Schurz oder doppelter Sack um die Beine. Bei feierlichen Gelegenheiten und in Trauerfällen treten an die Stelle der weißleinenen Beinkleider solche von schwarzer Farbe, und die Weste ist dann blaugestreift.

Als Bekleidung der Füße dienen wollene Strümpfe von grauer Naturfarbe und niedrige Lederschuhe. Der Kopf ist für gewöhnlich mit einer schwarzen oder dunkelblauen Tuchmütze bedeckt.

Bei der Abendmahlfeier und bei seiner eigenen Trauung trägt der Mönchguter über dem gewöhnlichen Anzug noch einen langschößigen schwarzen Überrock mit hohem Stehragen; dieser Rock ist so lang, daß die weißen Beinkleider nur etwa eine Handbreit darunter hervorschauen, zu dem Rock gehört als Kopfbedeckung ein hoher schwarzer Zylinderhut.

Die Mönchguterinnen tragen auf dem Kopfe eine weißleinene Mütze und darüber eine dick mit Wolle wattierte, über dem Hinterkopf kegelförmig spitz zulaufende Haube oder Obermütze von schwarzer Farbe, über welche im Sommer ebenso wie im Winter ein Strohhut von der Form der sogenannten Helgoländer gesetzt wird. Von der Untermütze bleibt nur ein schmaler weißer Streifen sichtbar, und unter diesem schaut in der Mitte der Stirn eine Stirnlocke hervor, die scherzweise „dat Bullenbrett“ genannt wird.

Der Brustlatz ist von buntgestreiftem, mit Perlen besetztem Wollzeuge, bei feierlichen Gelegenheiten aber von rotseidenem Stoffe. Nach dem Halse zu wird er durch ein buntes, in der Regel rotfarbenedes Wulst- oder Halstuch abgeschlossen. Sobald die Mönchguterin das Haus verläßt, zieht sie eine schwarzwollene Jacke über, die am Halse und an den Ärmeln mit schwarzseidenem oder schwarzsamtemem Bande besetzt ist.

Um die Hüften legen die Mönchguterinnen einen dicken, mit Heide ausgestopften Wulst von Leinwand, der als Träger der schwarzen, vielgefalteten Röcke dient. Über die Röcke wird eine weiße gestärkte Schürze, bei Kirchgängen eine schwarze wollene Schürze gebunden; Bräute tragen blaue leinene Schürzen.

Die Stoffe, aus denen alle diese Kleidungsstücke hergestellt werden, sind Erzeugnisse der Hausindustrie; doch ist die Zahl der Webstühle, die im Jahre 1817 noch mehr als hundert betrug, in letzter Zeit erheblich zurückgegangen. Leider ist auch die alte Volkstracht sehr im Abnehmen begriffen. Bis um 1875—1880 fiel es noch allgemein auf, wenn ein Mönchguter sich wie „die Kollen“, d. i. wie die übrigen Rügianer kleidete, und eine Mönchguterin, die die Tracht abgelegt hatte, hatte damals kaum Aussicht, sich auf der Halbinsel selbst zu verheiraten. Das ist jetzt anders geworden. Der Zug der neuen Zeit und die auf Mönchgut im Laufe der letzten 40 Jahre entstandenen Bade

orte Göhren, Thießow, Baabe, Alt-Reddewitz haben eine ständig fortschreitende Abnahme der Tracht zur Folge gehabt. Um dem entgegenzutreten, hat sich 1908 eine „Ortsgruppe für Erhaltung der Mönchguter Volkstrachten“ und 1915 ein „Verein für Mönchguter Hausweberei“ gebildet. Beide Vereinigungen haben bereits gute Erfolge zu verzeichnen, und die von der Ortsgruppe alljährlich im Juli veranstalteten Trachtenfeste hatten sich bisher eines reichen Zuspruches von Einheimischen und Fremden zu erfreuen. Wenn es vielleicht auch nicht gelingen wird, den Untergang der Tracht für alle Zeiten zu verhindern, so ist es doch wohl möglich, das Schwinden der Tracht für die nächsten 2—3 Generationen aufzuhalten, und das ist auch schon der Mühe wert. Vgl. Haas und Worm: Die Halbinsel Mönchgut und ihre Bewohner, Stettin 1909, 43—53.

Die Volkssprache der Rügianer ist das Niederdeutsche oder Plattdeutsche. Allerdings bedarf dieser Satz für die neueste Zeit einer gewissen Einschränkung. Wenn ein Fremder heutzutage nach Rügen kommt, so hört er auf den Bahnhöfen, in den größeren Ortschaften und besonders in den Badeorten wahrscheinlich mehr Hochdeutsch als Plattdeutsch, und wenn er etwa in Sahnitz oder Binz einen Einheimischen plattdeutsch anredet, so kann es ihm bezeugen, daß er eine hochdeutsche Antwort erhält. Desgleichen ist nicht in Abrede zu stellen, daß im Laufe der letzten 40—50 Jahre die hochdeutsche Mundart in manchen alteingesessenen Familien häusliche Umgangssprache geworden ist. In anderen Familien wird zwar für gewöhnlich plattdeutsch gesprochen; aber jowie Besuch ins Haus kommt, hört man nur hochdeutsche Worte. Wieder andere Familien gibt es, in denen die älteren Leute noch plattdeutsch, die jungen hochdeutsch sprechen.

Dieses Eindringen des Hochdeutschen in die vordem rein plattdeutsche Volkssprache findet seine Erklärung einmal durch den gesteigerten Fremdenverkehr auf der Insel und den häufigen Wechsel der Beamten, sodann durch den Schulbesuch der Kinder, durch den Militärdienst der jungen Männer und endlich auch durch die wachsende Verbreitung des Zeitungswesens.

Nichts desto weniger dürfen wir doch behaupten, daß die bei weitem größere Mehrzahl der Rügianer bis jetzt dem Plattdeutschen treu geblieben ist und daß man auf dem platten Lande, in den Dörfern und auf den Gutshöfen, nichts anderes als plattdeutsche Laute hört.

Das Plattdeutsche ist durch die aus Westdeutschland zugewanderten Kolonisten im 13. und 14. Jahrhundert nach Rügen verpflanzt worden und diente in den ersten Jahrhunderten nicht nur als Umgangssprache, sondern auch als Schriftsprache. Die älteren Urkunden sind, soweit sie nicht lateinisch abgefaßt sind, in plattdeutscher Sprache niedergeschrieben. Fürst Wizlaw III., der 1302—1325 regierte, dichtete in niederdeutscher Sprache. Erst im Reformationszeitalter wurden zunächst in der herzoglichen Kanzlei zu Stettin und seit etwa 1543 auch in der Wolgaster Kanzlei die amtlichen Schriftstücke in hochdeutscher Sprache abgefaßt; auf die Umgangssprache hatte diese Neuerung aber keinen Einfluß. Ja, die lutherische Lehre wurde der pommerschen und rügischen Bevölkerung in der niederdeutschen Landessprache zugänglich gemacht. Auf Rügen hat sich das Plattdeutsche als Kanzelsprache bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts gehalten; erst in dem Jahrzehnt 1650—1660 trat das Hochdeutsche an seine Stelle. Christian Buser, der 1626—1660 Pastor in Landen war, ist der letzte gewesen, der auf Rügen „Nieder-Sächsisch oder

Platt-Deutsch" gepredigt hat. In den rügenischen Adelsfamilien blieb das Plattdeutsche bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts allgemein gebräuchliche Umgangssprache. In den bürgerlichen Kreisen begann der Wechsel zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Charakteristisch ist, was A. Ruge in seiner Selbstbiographie sagt: „Das Plattdeutsch lernten wir von unseren Wärterinnen, Hochdeutsch wurde dann mit Vater und Mutter gesprochen, aber wenn Mutter allein war, so sprachen wir auch mit ihr noch wieder unser liebes Platt; so war das Hochdeutsche nur eine Art Zwangssprache, es schmeckte schon nach der Schule, während das Platt volle Freiheit und Behaglichkeit mit sich führte.“

Die auf Rügen gesprochene plattdeutsche Mundart gehört mit der vorpommerschen und mecklenburgischen zusammen und bildet mit diesen beiden eine Unterabteilung der nord-niedersächsischen Gruppe. Die rügenische Mundart ist also identisch mit dem durch Fritz Reuter literarisch festgelegten und in ganz Deutschland bekannt gewordenen Plattdeutschen.

Indessen kann man auch auf Rügen, wie so häufig in niederdeutschen Gegenden, die Erfahrung machen, daß es im dortigen Plattdeutsch zahlreiche kleine örtliche Schattierungen teils in der Sprechweise, teils im Wort- und Lautbestand gibt, die oft von Dorf zu Dorf wechseln und nicht selten zu allerlei Ortsneckereien Veranlassung geben. Und in früherer Zeit waren diese örtlichen Unterschiede noch deutlicher bemerkbar als in letzter Zeit. So wird die Insel Rügen häufig als „Mutmland“ und die Rügianer als „Muttländer“ bezeichnet, weil das weibliche Schwein auf Rügen gewöhnlich „Mutt“ (und nicht „Säg“) genannt wird.

Die Ausdrucksweise der Hiddenseer ist äußerst umständlich und schwer verständlich für den, der einen Hiddenseer — besonders wenn er aus den Süderdörfern stammt — zum ersten Male sprechen hört. Dazu kommt ein eigentümlich singender Tonfall in der Sprache, der aber nicht durchgehend anzutreffen ist. Nernst berichtet 210: „Der Dialekt der Hiddenseer ist gar sehr von dem gewöhnlichen Plattdeutschen verschieden. Sie sagen alles in einem gewissen singenden traurigen Ton her, in welchem sie die Wörter biegsamer und weicher zu machen und mithin, soviel wie möglich, Vokale einzumischen suchen, z. B. mit Here Gode, in diese Büge (wohl verdruckt für „Bülge“) kamen Se nah deme Ländchen! d. i. mein Herr Gott, in diesem Sturme kommen Sie nach dem Ländchen! Überhaupt sprechen sie gern in deminutiven und accentuieren die Wörter so, wie sie sich am besten von einer fast weinerlichen Stimme abhingen lassen. In dem Munde eines großen starken Mannes, deren es hier viele gibt, war mir dieser Dialekt sehr unangenehm und widrig.“ Zur Zeit treten diese Eigentümlichkeiten allerdings nicht mehr so stark hervor wie vor 120 Jahren. Auch die von Zöllner gemachte und von Grumbke II 64 bestätigte Beobachtung, daß die Frauen redseliger seien als die Männer, läßt sich zur Zeit nicht mehr machen. Vgl. Haas: Die Insel Hiddensee, Stralsund 1896, 28 f.

Die Sprache der Ummanzer war ehemals weich, breit und singend. Als Beispiel können die Sätze dienen: Wall man nich, min Zäh! De Lewark zirrakt im pipat all. Holt man nöwower ran! d. i. Falle nur nicht, mein Sohn! Die Kerche zirpt und singt schon. Steure nur näher heran! Balt. Stud. 2, 1, 162. Grumbke nennt (II 65) die Aussprache der Ummanzer

breit und widerlich und fügt hinzu, daß die Männer einsilbig und zurückhaltend sind, während der Frauen Mund beredter ist.

Auch die Bewohner des Dorfes Schmantewitz auf Wittow hatten früher einen besonderen „Dialekt“, wie es Balt. Stud. 2, 1, 145. 153 heißt, doch war derselbe schon um 1830 im Aussterben begriffen. Daß keine näheren Nachrichten darüber vorliegen, ist um so mehr zu bedauern, weil sich in Schmantewitz recht alte, bis in die heidnisch-slawische Zeit zurückgehende Überlieferungen erhalten haben. Vgl. Haas: Pom. Sagen 100.

Bei den Wittowern hatten bis um 1800 die bei den Hochzeiten fungierenden Brautjungfern besondere Namen: die erste hieß Nibb, die anderen Müll, Tüll, Foy, Sac. Vgl. Grumbke II 85 f.

Die Sprache der Jasmunder hatte ehemals manche Eigentümlichkeit: sie sprachen die Vokale vielfach dumpfer als die übrigen Rügianer und kannten manche Verschleifungen der Silben, die sonst nicht gebräuchlich waren. Waier notierte im Jahre 1849 als Beispiel für die Sprechweise älterer Leute auf Jasmund: dat Fütür will nich baan (brennen, eig. barnen für bernen, brennen). De Wind weijt so houl (hohl), de Kreijen sitt'n up Poul (Pfahl), dat wad (wird) doin (statt däjnen, tanen). Die Jasmunder werden von den übrigen Rügianern „Knubbenbieters“ genannt; wenn nun B. Schwarz meint, diesen Beinamen hätten sie wegen ihrer zierlichen Sprache erhalten, denn Knubbenbieter bedeute Knospenbeißer, so dürfte diese Auslegung kaum zutreffend sein. Das Wort bedeutet vielmehr „Knotenbeißer“ d. i. Leute, die sich nicht erst lange Mühe geben, einen Knoten aufzulösen, sondern ihn kurzweg durchbeißen, also Leute, die gerade darauf losgehen.

Die Bewohner der beiden unweit von einander liegenden Dörfer Pachtig und Patig sind wegen ihrer breiten und gedehnten Aussprache des Plattdeutschen berüchtigt; sie heißen deshalb „de Paartiger“ und „de Pausche“. Das aa und au wird ganz tief und lang gesprochen.

Am bemerkenswertesten sind aber die sprachlichen Besonderheiten, durch die sich die Mönchguter bis vor 50 Jahren von den übrigen Rügianern unterschieden. Schon die ersten Rügenschilderer, wie Nernst und Indigena, weisen darauf hin, daß sowohl die Sprechweise der Mönchguter, als auch ihr Wortschatz zahlreiche Eigentümlichkeiten zeige, die sich sonst auf Rügen nicht wiederfinden. Leider ist es verabsäumt worden, diese Unterschiede der mönchgutischen Mundart rechtzeitig zu erforschen; was sich bis um 1900 im Gedächtnis der älteren Leute davon erhalten hatte, ist bei Haas und Worm: Die Halbinsel Mönchgut, 60 ff. zusammengetragen.

Die Sprache der Mönchguter war ehemals auffallend langsam, breit und gedehnt, die Sprechweise singend und eintönig, beinahe möchte man sagen, leiernd; nur im Affekte sprachen sie, zumal die Frauen, kreischend. Viele einsilbige Worte klangen wie zweisilbige, z. B. Kallef (Kalb), Mellef (Milch), Hemmed (Hemde). Andere Worte wurden abgekürzt, wie sund (gesund), Gaf (Gerste), Gaf (Gäste). Aus dem mönchgutischen Wortschatz seien angeführt: Hosten (Großmutter), New' oder Neiw (Nichte, Brautmädchen), Troß (Truchseß, Brautdiener), Kof oder Koffer (Ferkel), Kludder (Eber), Fuddit (Tasche), Pait (Semmel), Zabeling (Hühnerküken), tetten (zehn), döden (tanen, regnen). Baari hieß die Stadt Bergen; die Milchstraße hieß Windbahn oder Windhöwt.

Daß das ehemals auf Rügen gesprochene Slawisch großen Einfluß auf das rügensche Plattdeutsch ausgeübt hat, muß in Abrede gestellt werden. Nur einige wenige Worte sind als slawische Lehnworte ins rügensche (und vorpommersche) Plattdeutsch eingedrungen, so Kossat, Kabache, Tollatsch, Ganten (Grümbke II 57), Kummert, Mor(rieden), quasen, gnittschäwisch; ferner einige Ausdrücke der Fischer, wie Wade, Zeese, Manzen*). Die Zahl dieser Lehnworte ist nicht groß, und im hinterpommerschen Plattdeutsch finden sich zweifelsohne mehr Slawismen als im vorpommerschen (Pom. Vbde. VII 63 f.).

Aber auch abgesehen von den wenigen slawischen Lehnworten ist das rügensche wie auch das pommersche Plattdeutsch eine sehr reiche und vielseitige Sprache, ja sie ist in mancher Beziehung reichhaltiger als die hochdeutsche Sprache. Es gibt manche Begriffe und Tätigkeiten, für die im Hochdeutschen nur ein oder zwei Ausdrücke in Betracht kommen, während das Plattdeutsche sie durch zahlreiche prägnante, im einzelnen genau differenzierte Worte wiederzugeben versteht. Für die menschliche Fortbewegung hat der Hochdeutsche beispielsweise nur die Worte gehen, schreiten, laufen, eilen; will er weitere Unterschiede machen, so kann er das nur durch Hinzufügung adverbialer Ausdrücke erreichen, wie langsam oder schnell, gerade oder krumm, im Schritt oder im Trab und ähnlich. Der plattdeutsche Landbewohner „geht“ dagegen nur sehr selten, dafür aber bummelt, dämelt, däst, dwallt, nält, schlafst, tast, latscht er, oder er bädelt, torfelt, tappst, schlurrt, schlusst, watschelt, schlenkert dahin; wieder ein anderer, der es etwas eilig hat, drubbelt, pudzelt, klastert un klabastert, queest, wutscht, witscht, schusst, zuckelt dahin, oder er schwippt, wippt, wiwacht, jackelt, jachert, peeft und scheest dahin. Jedes dieser Verba bezeichnet neben dem Tempo der Bewegung die Haltung und die Gebärden so individuell, daß kaum ein Wort mit dem anderen vertauscht werden kann (nach A. Brunk).

Ebenso mannigfaltig und zahlreich sind die Ausdrücke, die dem Plattdeutschen zur Verfügung stehen, um die Lautäußerungen der menschlichen Stimme zu bezeichnen. Der Hochdeutsche spricht, redet, sagt, erzählt; der Plattdeutsche schnackt, kläht, tratscht, rastert, rabastert, futert, schellt, zabbelt, zackert, zapperelt, zaustert, schladdert, kwatscht, gröhlt, böhlt, kwackelt, quost, jost, blarrt, brensch, quietst, kriescht, jucht, schriggt, schrappt usw. Ober welche feinen Unterschiede macht der Plattdeutsche, um die verschiedenen Ab-

*) Daß fast drei Viertel aller rügenschen Ortsnamen slawischen Ursprungs ist, ist schon oben hervorgehoben worden. Von den Flurnamen, mit deren Sammlung erst kürzlich begonnen worden ist (Haas: Die Stubbnitz auf Rügen, im Pom. Heimbl. IV 2 — V 9 und Haas: Die Granitz auf Rügen, in Balt. Stud. n. F. XX 1—71), scheint die eine Hälfte slawisch, die andere Hälfte deutsch zu sein. Man wird geneigt sein, die deutschen Flurnamen für die jüngeren zu halten, in der Meinung, daß sie erst den im 13. und 14. Jahrhundert zugewanderten deutschen Kolonisten ihr Dasein zu verdanken haben. Und dieser Ansat wird auch sicher für die meisten deutschen Flurnamen zutreffen; aber doch vielleicht nicht für alle. In einigen wenigen Fällen nämlich glaube ich beweisen zu können, daß deutsche Flurnamen auf Rügen bis in die vor-slawische Zeit zurückgehen, und diese Namen sind uns dann ein Beweis, daß die Slawen bei ihrer Einwanderung in Rügen im fünften oder sechsten nachchristlichen Jahrhundert kein völlig menschenleeres Land vorfanden; vgl. Haas: Auf Wilmer Haardt, in Monatsbl. 1919, 10 f. und Hunnen, Finen in pom. Ortsnamen, in Daidborn XII 98—104. Wie es scheint, war es in einigen Dörfern früher gebräuchlich, den einzelnen Gehöften des Dorfes noch wieder besondere Namen beizulegen; Reste dieses Brauches haben sich in Parchitz und vereinzelt auch auf der Halbinsel Jasmund erhalten.

stimmungen von leichtem und starkem Regen auszudrücken, wenn er sagt: dat künmt natt dal, dat drüppelt, dat fiffelt, dat pladdert, dat gütt, dat platscht, dat drüüsch; dat is man 'n lütten Ströper, dat regent as wenn't up 'n Buurn regent.

Reich ist auch die Zahl der Worte, die dem Plattdeutschen zu Gebote stehen, um die verschiedenen Stimmen der Tiere zu bezeichnen. Die Kuh muht, brummt, brüllt, böhlt, der Bulle rohrt, jucht, lümmelt, das Pferd wiehert, brensch, schnorrt, nörrt usw. Im benachbarten Mecklenburg hat Wossidlo (Meckl. Volksüb. II 1, 43) 43 verschiedene Verba aufgezeichnet, die die verschiedenen Arten des Hundegebells wiedergeben. Wer unter diesen Umständen zu behaupten mag, daß der Wortschatz des norddeutschen Bauern nicht mehr als 300—500 Worte zähle — wie tatsächlich geschehen ist — der kennt unser Volk und seine Sprache schlecht.

Die Sprache ist das Gewand, in welches das Volk seine Mitteilungen und seine Beobachtungen kleidet, vor allem die Beobachtungen, die es an sich selbst, an seinen Mitmenschen und an der umgebenden Tier- und Pflanzenwelt macht. Diese sind niedergelegt in zahlreichen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, die, seit langer Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzt, oft eine tiefe Lebenswahrheit enthalten. Einige wenige Beispiele mögen genügen: Wer girn tauschen mag, de mag ook girn bedregen.

De Verwandtschaft is nich mit drei Schäpel Arwten aftosaigen (d. i. so weitläufig).

Hei het dat in de Würden as dei Katteiker in'n Stahrt.

Hei is wälig as'n Fählen.

So wat hebben wi in nägen kolle Winters nich to sehn krägen.

Wur de Tuun am leegsten is, dor stiggt jeder Hann un Mann äwer.

Hei is'n ihrlich Minsch; an gleuhnig Iisen un Mählensteen' vergrippt hei sich nich.

Ängst di nich för'n dodigen Kiwit!

'N god Wurt hölt ook'n Kirl von'n Liew'.

Dat is'n Wäder, dor känen eenen de Lüüs' ut't Knoploch springen (so schön ist es).

Väl Schwien' maken den Drank dünn.

Kälwermät un Lüttkinnermät möten olle Lüd' weeten.

Besonders beliebt sind diejenige Sprichwörter, die an einen Satz von allgemeinem Inhalte die launige Nußanwendung eines besonderen Falles knüpfen, wie

Wat sünd ji für Minschen, seggt de Buer to sin Schwien', ji perrt mit de ollen Beenen in den niegen Trog!

Meine Werke folgen mir nach, seggt de Pötter, don full de Äben achter em her.

Wat wi nüdlich sünd, wenn wi jung sünd, säd de Jung, don fodert hei de Farken.

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, säd de Düwel, don sett' hei sich in'n Immenschwarm.

Oll Lüd gahn vör, säd de Jung, don störr he sinen ollen Vadder ut de Luuk (von'n Bahn).

Renlichkeit is dat halwe Leben, säd de oll Frun, don fegt se den Disch mit'n Bessen af.

De irste Not möt kihrt warden, säd de oll Fruu, don schlog se den Backeltrog intwei, üm dormit dat Süerwater heet to maken.

Rad mi god! seggt de Bruut, äwer rad mi jo nich af!

Dat sett' frische Leew, seggt de Buer, don schlog he sin' Fruu mit'n Krückstok.

Den eenen sin' Uul is den annern sin Papagei, seggt Fritz Schnut; de een mag de Mudder, de annern mag de Dochter, un weck mägen se alle beid'.

Seh di ook'n bäten vör, Henker! säd de Deef, as he hängt warden sull; an'n Hals büin ick wat kettlig.

Aller Anfang ist schwer, säd de Deef, don stohl he'n Mählensteen.

Ei is Ei, seggt de Köster un langt nah't Goosei.

Spass möt sin, seggt Krischan un kettelt Marieken mit de Messfork.

Dat ward hüüt noch'n heeten Dag, säd de Hex, as se brennt warden sull.

Alls mit Maten! säd de Schnieder, don schlog he sin' Fruu mit de Ell'.

Der Schatz, den das Volk in und an seinen Sprichwörtern besitzt, ist ein außerordentlich großer. „Haus und Wirtschaft, Leben und Sterben, Geselligkeit und Verkehr, Arbeit und Ruhe, Gott und Welt, kurz der ganze Umfreis der äußeren und inneren Lebensbeziehungen des Einzelnen und der Gesamtheit werden vom Sprichwort betroffen, und wenn irgendwo, so kommt hier die volkstümliche Lebensanschauung und Denkweise am deutlichsten zum Ausdruck“ (D. Lauffer).

Eine Abart der Sprichwörter bilden die Wetterregeln, in denen gleichfalls uralte Wetterbeobachtungen niedergelegt sind.

1. Geht de Sünn' unner achter'n Hurrik,

Regent dat morgen uut'n Furrik.

Hurrik Wolkentant, Furrik Tasche, Futtertiepe.

2. De Sünn' het'n Stohl —

Morgen regent dat up'n Pohl.

3. Hof üm den Män —

Het dat Wäder all dän.

d. i. wenn der Mond einen Hof hat, ist das Unwetter schon gewesen; es kommt kein neues mehr.

4. Wenn de Dümk an'n Häwen führt

Un wenn de Mutt mit 'n Mehlsack treckt,

Ward god Wäder.

Der Dümk d. i. Däumling ist ein Stern im Sternbild des Großen Bären. Der Sinn ist: Wenn der Große Bär am Himmel steht und wenn die Milchstraße sichtbar ist, wird gutes Wetter.

5. Regent dat Sünndags vör de Miss,

So regent dat de ganze Woch gewiss.

Miß d. i. Messe bedeutet hier Vormittagsgottesdienst.

6. Lewe Katharine,

Lat de Sünn' bald schiene;

Lat den Regen äwergahn,

Lat de Sünn' bald wedderkam'n!

7. To Gertrud (17. März)

Kümmt Egg und Plog rut.

Für die Ausfaat gilt folgende Regel:

8. Roggen in de Asch,

Weiten in de Wasch!

Handschengast

Füllt de Kass.

Roggen muß in trockenes Erdbreich, Weizen in feuchtes gesät werden; Gerste muß so früh im Jahre gesät werden, daß man beim Säen der Kälte wegen noch Handschuhe anziehen muß.

9. Wenn de Mücken spülen in'n harden Män,

Sall de Buer dat Ürt up de Hilde schlahn!

Ürt is das von den Schafen durchgefressene Stroh, das sonst nur noch zum Streuen verwendet wird. Hilde ist der Raum unter dem Scheunenbache.

Bei den Wetterregeln ist es oft schwer, den heimischen Ursprung festzustellen, da viele von ihnen durch die Kalendermacher in alle Welt verstreut und dadurch Allgemeingut größerer Bezirke geworden sind. Die hier mitgeteilten scheinen der Insel Rügen anzugehören.

Nächst den Sprichwörtern wären dann die Rätsel und die Lieder zu betrachten. Rügensche Volksrätsel sind bereits bei Haas: Schnurren und Schwänke, Greifswald 1899, 117—126 und bei Haas und Worm: Die Halbinsel Mönchgut 71—74 zusammengestellt. Von den Liedern sind die Bewegungs- und Arbeitslieder am zahlreichsten vertreten; Stimmungslieder dagegen sind weniger zahlreich und außerdem vielfach nur mit hochdeutschen Texten vorhanden.

Einige Proben mögen zur Charakterisierung dieser Art Poesie dienen. Zunächst ein Wiegenlied und ein Kniereiterlied.

Släp, Kinning, släp!

Dor buuten gähn twee Schäp;

Een is schwart un een is witt.

Un wenn min Kinning nich schläpen will,

Denn kümmt dat schwarte un bitt.

Släp, Kinning, släp!

Aus Bergen a. Mg.

Hopp hopp, hopp hopp Hawermann,

Treck den Buern de Stäwel an!

Denn ritt he as een Edelmann

Awern Gräben, äwern Gräben.

Von Jasmund.

Von besonderem Reiz sind die Reime, die den Verkehr der Kinder mit der Tierwelt behandeln.

Tick-, Tick-Höhneken,

Wat deest' up minen Hof?

Du plückst mi all de Blömeken,

Du mäkst dat gor to groww.

Min Mudder ward di schellen,

Min Vadder ward di schlähn;

Tick-, Tick-Höhneken,

Wur ward di dat noch gähn!

Allgemein bekannt.

Ådebor, du Langebeen,
 Wennihr wisst du weche tehn?
 Wenn de Roggen riep is,
 Wenn de Poggen piep is,
 Wenn de schwarten Rappen
 In den Busch klappen,
 Wenn de gählen Beeren
 Von de Bööm gähren,
 Wenn de gold'nen Appel
 An de Bööm päppeln.

Aus Bergen a. Kg. um 1825.

Besonders beliebt sind die Neckereien, mögen sie sich auf einzelne Personen oder auf ganze Stände beziehen.

Johann, spann an
 Dree Katten vör'n Wagen!
 Dat jickelt un jackelt
 Von hier näh Grebshagen.
 Dor seet 'ne olle Fruu in'n Durnbusch
 Un gew Johann' een' suur'n Kuss.

Aus Bergen 1901.

Möller, Möller, Mattendeef,
 Wurvon sünd di de Knee so scheef?
 Du häst so väl stahlen,
 Dorum deest du ook so prahlen.

Allgemein bekannt.

Böttcher, Böttcher, bum bum bum,
 Schleiht sin' Fruu de Knaken krumm.

Aus Bergen ca. 1890.

Schottsteenfäger sitt up'n Dack,
 Flickt sin Jack, rookt sin' Piep Toback,

Ebendaher 1898.

Bimmel bammel beier,
 Köster mag keen Eier!
 Wat mag he denn?
 Speck inne Pann', Speck inne Pann'!
 Kiek den ollen Leckermann!

Schoster Pickdraht
 Wohnt an de Landstrat;
 Alle Lüd' kiekem em an,
 Wur hei schosterieren kann.

Von der Halbinsel Jasmund.

Backe, backe Köking!
 In de Midd' is't söting;
 Schuuw in'n Äben, schuuw in'n Äben!
 Bäcker het sin'n Fruu schlägen,
 Mit den Schüwer achter'n Nacken,
 Dat se kann keen Brot mihr backen;
 Mit den Schüwer up dat Lief;
 Ach, wur schreeg dat arme Wief!

Aus Singfl.

Von Ortsneckereien (Pom. Wde. V 9. 11. 23 f. 122 VII 149 und
 Haas: Schnurren und Schwänke 127 ff.) ist uns ein besonders altes Beispiel
 überliefert, nämlich ein Spottvers auf den geringen Umfang des Landower
 Kirchspiels, der von dem rügenischen Landvogt Walzer von Jasmund (1595—1602)
 herrühren soll (Wackenroder 333):

Ave Landave,
 Wat dar nich is, dat is dar afe;
 Heddestu, wat dar is afe,
 So wärestu ene brafe
 Landave.

Aus neuerer Zeit stammt ein Spottlied auf den früheren Dampfer
 „Altefähr“, der im Volksmunde „die Flunder“ genannt wurde und der seit
 1861 zwischen Stralsund und Altefähr verkehrte, und ebenso auf die ehemals
 recht primitive Omnibusverbindung zwischen Altefähr und Bergen a. Kg.

Von Stralsund, seggt he,
 Näh Olfähr, seggt he,
 Geht'n Damper, seggt he,
 Hen un her.

Von't oll Ding, seggt he,
 Is grot Geschrei, seggt he,
 Alle Oogenblick, seggt he,
 Is't intwei.

Von Olfähr, seggt he,
 Bet näh Bargaen, seggt he,
 Geht'n Bummeler, seggt he,
 Hen un her.

För acht Gröschchen, seggt he,
 Führst du hen, seggt he,
 Un torüh, seggt he,
 Is noch bi.

De dor in sünd, seggt he,
 Dat sünd Äpen, seggt he,
 Un de Kutscher, seggt he,
 Is besäpen.

Aufgezeichnet um 1878.

Damit sind wir zu den eigentlichen Volksliedern gekommen, unter welchen
 die Tanzlieder den breitesten Raum einnahmen. Zum Walzer wird gesungen:

Min Vadder sin Kittel,
 Sin besten Rock,
 Het hinner up'n Puckel
 'N grotes Loch.

Aus Singfl.

Hiddenseeschen Flickenhiring,
 Hiddenseeschen Flickenhiring,
 Hiddenseeschen Flickenhiring,
 Den' aet ick so girn.

Aus Singfl.

Wat dat för'n lustig Leben is,
Wenn de Kohstall dicht bi'n Pirdstall is!

Allgemein bekannt.

Zu dem sogenannten Dunkelschatten, einem von vier Paaren ausgeführten Tanze, der Ähnlichkeit mit der schwedischen Quadrille hat, wird folgendes Lied gesungen:

Kumm mit mi in'n dunkeln Schatten,
Kumm mit mi näh'n Heubahn rup!
Wi willen leben as de Katten,
Kieken unner de Auken rut.

Allgemein bekannt.

Zum Schottisch (d. i. Polka) gehört das sehr alte, arg zersungene Tanzlied:

Gäus' uppe Däl, Gäus' uppe Däl,
Ganten dorbi.
Knecht, lat dat Mäten gähn,
Segg ick to di.

Uns' oll Vaddërbrodersähn
Sitt up'n Stubenbähn
Mit sine lange Piep,
[Mit sine lange Piep].

Pieping, holl still,
Danz di nich dod!
Danz man ümmer to,
Dat het noch keene Not.

Zum Bummelschottisch, einem besonders lebhaft und feurig getanzten Schottisch, singt man das Lied:

Mudder Wittsch, Mudder Wittsch,
Kiek mi mäl an,
Wur ick den', wur ick den'
Schottischer bummeln kann!

Auf der Halbinsel Mönchgut sollen in alter Zeit die Fischer, bevor sie zur Seehundsjagd ausfahren, am Strande einen Reigentanz aufgeführt haben, den sie durch Absingen des folgenden Liedes begleiteten:

Häl mi den Saalhund
ut'n Stranne
to Lanne!
He het mi all de Fisch upfräten,
He het mi't ganze Nett terräten.
Häl mi den Saalhund
ut'n Stranne
to Lanne!

Es scheint sich bei diesem Liede aber weniger um ein Tanzlied zu handeln, als vielmehr um eine aus alter Zeit überlieferte Zauber- und Beschwörungsformel.

Der Großvatertanz, der auf Rügen immer noch beliebt ist, wird begleitet durch das Lied:

Ruhig in'n Saal, ruhig in'n Saal,
Großvadder will tanzen;

Un het he keen' Fruu, het he keen' Fruu,
Nimmt he 'n ruugen Handschen.

Umgegend von Samtens.

Einige der hier angeführten Tanzlieder werden auch ohne Tanzbegleitung als reine Stimmungslieder gesungen. Im übrigen ist die Zahl der plattdeutschen Liebes-, Trint-, Wander- und Soldatenlieder auf Rügen sehr gering; die meisten der hierher gehörigen Lieder haben hochdeutsche Texte.

Ein auf Rügen ziemlich weit verbreitetes Liebeslied lautet:

Johann un Fieken, de leewten sich,
Un Fieken wir sin' Bruut.

Un Fiekens Mudder, de wull dat nich.
„De Leew mit Juch is ut!“

„„Ach, Mudder, lät mi doch de Diern;
Du weetst, se küsst mi girn.““

„„Nu kiek mäl an dit wack'r Gesicht
Un ehre söte Schnuut!““

„„Un von min Fieken lät ick nich,
Un Fieken is min Bruut!““

Aus Bilmnitz und Sudar.

Als Ehestandslied könnte man das folgende Lied bezeichnen, das mir im Jahre 1898 aus Bergen berichtet worden ist:

Dochter, wisst du'n Mann hebben?

Ja, Mudder, ja.

Wisst du denn'n Koopmann hebben?

Nee, Mudder, nee!

Koopmann hebben will ick nich,

Tüten dreigen mag ick nich;

Nee, Mudder, nee.

Wisst du denn'n Schoster hebben?

Nee, Mudder, nee!

Pickdraht dreigen mag ick nich,

Schoster hebben will ick nich;

Nee, Mudder, nee.

Wißt du denn'n Schnieder hebben?

Nee, Mudder, nee!

Nadel infäden mag ick nich,

Schnieder hebben will ick nich;

Nee, Mudder, nee.

Wisst du denn'n Wewer hebben?

Nee, Mudder, nee!

Spolen mäken mag ick nich,

Wewer hebben will ick nich;

Nee, Mudder nee.

Dochter, wisst du'n Schinner hebben?

Ja, Mudder, ja!

Fellen aftrecken mag ick ja,

Schinner hebben will ick ja;
Ja, Mudder, ja.

Ein altes Hiddenseesches Trinklied, das schon Böllner 1795 aufgezeichnet und Grümble 1805 (Indigena 87) vervollständigt hat, lautet so:

Einer: Hans Naber, ick hebb et ju togebröcht,
Sett ji man den Duhmen un Finger torecht;
Hei! kuk' einmal drin! Hei! kuk' einmal drin!
Noch Oele, noch Oele, veel Oel noch darin! —
Bist'n Super, sup ut, du Lumpenhund,
Bist'n Super, sup ut bett up den Grund!

Der andere: Hei! kuk' he mal drin! Hei! kuk' he mal drin!
Nicks Oele, nicks Oele, nicks Oel meer darin.

E. M. Arndt überliefert im Anschluß an ein Märchen vom Bauernjungen, der nicht gut tun wollte und in einen Zaunkönig verwandelt wurde, ein Lied, das man „Zaunkönigs Klage“ überschreiben könnte:

Piep, piep!
De Appel sünt riep,
De Beren sünt gel,
Dat Speck in de Tweel,
De Stuw is warm —
Hans slöpt Greten im Arm.

Piep, piep!
Wo koold is de Riep!
Wo dünn is min Kleed!
Wo undicht min Bedd!
Wo lang is de Nacht!
Wer hedd dat woll dacht?

Märchen und Jug. I² 355 f.

In derselben Quelle (I² 352 f.) findet sich auch das sehr alte Hochzeitslied „De Kukuf up dem Tuune satt“ in einer rügenschen Fassung überliefert.

Von sonstigen alten Sagenliedern nenne ich „Pagels mit de witte Müg“ und „Herut, herut, du junge Brin“; ersteres ist im Kirchdorf Lancken, letzteres in Buddemin lokalisiert.

Historische Volkslieder sind nur spärlich und lediglich mit hochdeutschen Texten bekannt. Ein Lied, das ehemals im Küstengebiet der Ost- und Nordsee weit verbreitet war, ist das Störtebeckerlied, in welchem der Sieg der Hamburger über die Seeräuber und die Hinrichtung Störtebeckers besungen wird. Dieses Lied war noch vor hundert Jahren auf Rügen wohlbekannt, und um das Jahr 1800 hörte der Pastor von Willich zu Sagard das ganze, 26 Verse umfassende Lied aus dem Munde eines der ältesten Männer Jasmunds, der das Lied auswendig wußte; er schrieb den Text damals auf, und diese Niederschrift wurde in Balt. Stud. 14, 2, 26 ff. veröffentlicht. Von der ursprünglichen, plattdeutschen Fassung des Textes ist uns leider nur der erste Vers erhalten geblieben, der folgenden Wortlaut hatte:

Störtebecker un Göd-Micheel,
De roweden beide to glieken Deel
To Water un nich to Lande,

So lang, dat id Gode im Himmel verdrot,
Do mussten se lieden grote Schande.

Vgl. Indigena 147. Grümble I 48. Haas: Rüg. Sagen 1. Aufl. 192.

Der Schatz an plattdeutschen Volksliedern ist früher sicher viel größer gewesen als heutzutage. So manches schöne alte Lied, das noch vor zwei bis drei Generationen wohlbekannt und vielgesungen wurde, ist inzwischen der Vergessenheit anheimgefallen. Der Grund für diese Erscheinung ist weniger in etwaiger Gleichgültigkeit gegen das altererbte Volksgut als vielmehr in dem Eindringen neuer Volkslieder zu suchen, die natürlich alle hochdeutsche Texte haben. Schon vor 40—50 Jahren konnte man beobachten, daß Mädchen der dienenden Klasse, die sonst nie ein hochdeutsches Wort in ihren Mund nahmen, trotzdem hochdeutsche Lieder sangen. Ein mir kürzlich zugänglich gewordenes, handschriftliches Liederheft, das in den Jahren 1869—1885 größtenteils in der Umgegend von Putbus entstanden und nach dem Volksmunde niedergeschrieben ist, enthält 117 Lieder, und unter diesen befindet sich nicht ein einziges plattdeutsches Lied, und dabei ist der Verfasser der Sammlung, ein Bauerhofsbesitzer in Konwitz, ein Plattdeutscher von echtem Schrot und Korn. Das ist auch ein Beweis dafür, wie das Plattdeutsche allmählich an Boden verliert und vom Hochdeutschen verdrängt wird.

5. Sage und Märchen.

Die weiteren Äußerungen des volkstümlichen Geisteslebens, die wir hier zu betrachten haben, erstrecken sich auf Sage und Märchen, Aberglauben, Sitte und Brauch.

Daß die rügensche Volks Sage besonders reiche Blüten getrieben hat, ist allgemein bekannt. Die landschaftliche Schönheit der Insel und ihrer Nebeninseln, die reiche Abwechslung von Berg und Tal, von Wald und Feld, von Wasser und Land und die außerordentlich große Zahl von geschichtlichen und vorgeschichtlichen Denkmälern aller Art haben von jeher die Phantasie des rügenschen Volkes angeregt und Rügen zu „der sagenumwobenen Insel der Ostsee“ gemacht.

Was den Inhalt des rügenschen Sagenschatzes betrifft, so sind darin wohl ziemlich alle Arten, sowohl die mythischen als auch die geschichtlichen und örtlichen Sagen vertreten.

In den mythischen Sagen finden wir Züge wieder, die zum großen Teil noch auf altheidnischen Vorstellungen beruhen. Die Sagen von wiedererscheinenden Toten, von gespenstischen Leichenzügen, von bergentrückten Geistern, von Gespenstern in Tier- oder Menschengestalt, von Spuck- und Poltergeistern spiegeln uns den Seelenglauben unserer Altvorderen wieder. Unter den rügenschen Elbensagen finden wir solche von Haus-, Luft-, Wasser- und Erdgeistern. In den Götter- und Dämonensagen nimmt der Wilde Jäger, der auf Rügen noch unter dem altertümlichen Namen Wode bekannt ist, den weitesten Raum ein. Andere Göttergestalten haben sich in den Volksagen zu Riesen und Teufeln umgewandelt. Die Sage von der Göttin Hertha ist keine echte Volks Sage, sondern erst in neuerer Zeit künstlich in den Volksmund hineingetragen worden. Teufel-, Hexen- und Zauberagen sind ebenso zahlreich vorhanden, wie Wunder-, Glocken- und Schatzagen.

Diesen rein mythischen Sagen stehen die geschichtlichen und örtlichen Sagen gegenüber. Einwanderung und Siedelung, Krieg und Kampf, gewaltige

Naturereignisse und menschenmordende Epidemien leben in der rügenischen Volks Sage fort. Aber auch Burgwälle und Hüengräber, Kirchen und Schlösser, Berge und Seen, uralte Waldbäume und moosbedeckte Felsblöcke sind mit dichten Sagenkränzen umwoben.

Wenn uns die Sagen der ersten Gruppe einen Einblick in die seelischen Vorstellungen längst vergangener Zeiten tun lassen, so dienen die Sagen der zweiten Gruppe dazu, die heimischen Gefilde zu beleben und Liebe und Anhänglichkeit zur heimatlichen Scholle zu befestigen. Die Zahl der rügenischen Sagen ist eine außerordentlich große; obgleich ich in mehr als dreißigjähriger Sammeltätigkeit auf Rügen an 800 Sagen zusammengebracht habe, so mache ich doch noch alle Jahre die Erfahrung, daß sich in entlegenen Winkeln der Insel immer noch neue wichtige Sagen auffinden lassen. Meine Ausgabe der Rügenischen Sagen und Märchen erschien in erster Auflage in Greifswald 1891, in fünfter Auflage in Stettin 1920; die Schnurren und Schwänke von der Insel Rügen erschienen in Greifswald 1899.

Aus der reichen Fülle des mir vorliegenden Sagenmaterials möchte ich einige besonders bedeutame Sagen hervorheben.

Eine sehr interessante rügenische Sage, die auf der Insel Hiddensee lokalisiert ist, ist uns schon aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts (bei Sazo Gram. V 238 ff.) überliefert. In der Wikingerzeit lebte der Normannenkönig Hithin, der sich mit Hilde, der schönen Tochter des Jütenkönigs Högin, vermahlte. Bald nachher wurde Hithin vor seinem Schwiegervater verleumdete, als habe er Hilde vor der Hochzeit verführt, und es kam zum Kampf zwischen beiden Königen. Hithin unterlag, wurde aber von dem Sieger begnadigt. Sieben Jahre später wurde der Kampf erneuert, und nun fielen beide Könige durch gegenseitig beigebrachte Wunden. Hilde aber war von so großem Verlangen nach ihrem Gatten erfüllt, daß sie, da sie der Zauberei kundig war, zur Nachtzeit die Geister der Getöteten durch Zaubersprüche zu neuem Leben erweckte, damit sie den Kampf ständig fortsetzten — bis zum Untergang der Götterwelt. Dieser Kampf hat auf der Insel Hiddensee stattgefunden, und davon hat die Insel ihren Namen bekommen, denn Hiddensee, entstanden aus Hithinsö, bedeutet „Insel des Hithin“. — Die Sage selbst aber war in der Wikingerzeit im ganzen Küstengebiet der Nord- und Ostsee weit verbreitet. Bartsch fand sie vor 50 Jahren sogar noch im mecklenburgischen Volksmunde lebendig. Uns ist sie wohl am bekanntesten aus dem Gudrunliede. Nach dieser Quelle hat der Kampf auf einer Insel der Nordsee stattgefunden, während zwei nordische Quellen den Kampf nach einer der Ortneynseln verlegen. Hithin begegnet sonst auch als Hedin, Hettel, und Högin ist identisch mit Hogue, Hagen.

Der Wilde Jäger oder Nachtjäger hält zur Herbstzeit und in den Zwölften seine nächtlichen Umzüge. Auf einsamen Landstraßen, in den Heiden und wilden Wäldern vernimmt der nächtliche Wanderer plötzlich Pferdegetrappel, Hundegebell und Peitschenknallen; ein mit gewaltiger Wucht einsetzender Sturm biegt die Wipfel der Bäume zur Erde nieder, Krähen und Eulen flüchten krächzend und kreischend davon; all der Lärm aber wird überdönt durch den Heß- und Warnruf des Wilden Jägers:

Tzi hoo, zi hoo!

Hallo, hallo!

Holl den' Middelmweg, holl den' Middelmweg!

und dann naht der Wilde Jäger selbst auf schneeweißem Schimmel oder feuerflammdem Rappen. Er ist von langer hagerer Gestalt, trägt ein Jägerkleid oder eine eiserne Rüstung und hält eine lange Peitsche in der Hand. Zorn und Grimm funkeln in seinen Augen, und Feuer fliegt aus seinem Angesicht, und sein Leib ist vornüber gebeugt. Wütende Hunde umschwärmen ihn und machen ein fürchterliches Getöse und Geheul. Das Wild, das er jagt, ist mannigfacher Art: Füchse, Marder, Irtisse, aber auch Diebe, Räuber und Kindsmörderinnen; in Binz jagt er eine Wasserjungfer, und auf Mönchgut jagt er die Witten Wiwer. Harmlose Wanderer dagegen, die auf rechten Wegen sind und auf der Landstraße den Mittelweg halten, haben vom Wilden Jäger nichts zu fürchten. Aber wehe dem, der aus Übermut in den Jagdruf des Wilden Jägers einstimmt! Er wird alsbald zu Tode gesetzt oder mit fortgeschleppt. Ein Müllergeselle, der nachts auf der Mühle weilte und den Wilden Jäger in der Nähe hörte, rief zur Luke hinaus: Hi hot, hi hot! Als bald war der Wilde Jäger vor der Mühle, und indem er ausrief:

Hest du mit holpen jagen,

Kannst du ok mit gnagen!

warf er ihm auf den Mühlensturz ein Frauenbein hin, das noch mit einem roten Strumpf bekleidet war.

In Binz hat sich einmal einer der großen hochbeinigen Hunde des Wilden Jägers in eins der alten Sachsenhäuser verirrt und ist ein ganzes Jahr darin geblieben. Am Rande von Dwarfsieden und in der Nähe von Poseritz haben nächtliche Wanderer die zusammengekoppelten Hunde des Wilden Jägers gehalten und sind nachher reichlich dafür belohnt worden. Die von dem Wilden Jäger verfolgten Frauen und Kinder suchen gelegentlich wohl bei den des Weges kommenden Menschen Schutz und Zuflucht; aber meist erfolglos. Nur vor dem Kreuzweg scheut der Wilde Jäger zurück.

Nach der rügenischen Sage ist der Wilde Jäger einst ein mächtiger Fürst in Sachsenland gewesen, der die Jagd über alles liebte und der wegen dieser Liebhaberei die allervergänglichsten Freveltaten beging. Zur Strafe dafür muß er bis in alle Ewigkeit als Wilder Jäger umgehen.

Nach einer Sage, die ich in Pantow hörte, soll der Wilde Jäger ursprünglich Hans Hager geheißen und die Ortschaft Hagen gegründet haben. In E. M. Arndts Jugendzeit hieß der Wilde Jäger auf Rügen noch allgemein der Wode (d. i. Wuotan); heutzutage ist dieser Name (Waude, Wode, Wob, Wor) nur noch auf Mönchgut und Wittow bekannt. Auf Wittow haben sich, wie es scheint, die mündlichen Überlieferungen über den slawischen Swantewit zum Teil mit den Sagen vom Wode verquickt.

Die Ortlichkeiten, an denen sich der Wilde Jäger auf Rügen gezeigt hat, sind die Stubbnitz, die Granitz, besonders der Mirsbirk bei Bliestow, der Mönchsgraben, die Philippsgraber Mühle, der Schmachter See, Pantow, der Schellhorn, die Mustitzer Mühle, der Königsberg beim Kniepower Burgwall, die ehemalige Garzer Heide, die Malziener Mühle, die Umgegend von Poseritz, Nazewitz, die Schlawitzer Mühle, Ralow, Gingst, die Udarser Mühle, die Umgegend von Neuenkirchen, die Jessinsche Mühle, gewisse Teile des Wieker Boddens, die Rankensburger Mühle, der Rankenberg in der Kreptiger Heide und die Große Wedde vor dem Spherschen See.

Sehr alte, bis in die vor-slawische Zeit zurückgehende Überlieferungen enthalten auch die Sagen von den Zwergen oder Unterirdischen. Die Zwerge

haben nach der rügenischen Volksage die Größe von 3—4 jährigen Kindern und werden deswegen auch vielfach „de lütten Lüüd“ genannt. Sie wohnen in Erdböchern, Uferabhängen und besonders gerne unter den alten Hünengräbern. Sie leben stets in größeren Gruppen, familien- oder geschlechterweise zusammen. Sie verstehen allerlei Kunsthandwerk, vor allem die Schmiedekunst, und hüten in ihren unterirdischen Wohnungen große Schätze an Edelmetall, wovon sie zuweilen an die Menschen austheilen. Solche Schätze bewahren z. B. die Zwerge unter den Rambiner Grabhügeln und die Zwerge unter dem Bakenberge auf Wittow. Sie besitzen ferner unsichtbar machende Hüte, unter deren Schutz sie sich in die menschlichen Wohnungen einschleichen. Wer einen den Zwergen gehörigen Gegenstand findet, kann durch die Rückgabe desselben große Vorteile gewinnen.

Die meisten Zwerge sind gütiger und freundlicher Natur und den Menschen wohlgesinnt. Aber es gibt auch böse Gesellen unter ihnen, das sind die grauen (grisen) und schwarzen Zwerge, die den Menschen allerlei Schabernack spielen. Die schwarzen Zwerge wohnten ehemals im Wallberge bei Garz, während die grauen bei Bergelase und in den Neun Bergen bei Notenkirchen hausten. Die weißen Zwerge wohnten unter den Hünengräbern bei Pzig und die grünen in der Granitz. Diese Einteilung der Zwerge nach verschiedenen Farben findet sich nur in der rügenischen Sage vor.

In abgelegenen Gegenden, wie auf der Wiese Garwitz (zwischen Silwitz, Zirkom, Posewald und Lonwitz), in den einsamen Waldschluchten der Granitz, auf den Schwarzen Bergen bei Nalswiek feiern die kleinen Leute gelegentlich ihre Feste mit Musik, Tanz und Schmauserei. Wenn die Menschen Hochzeiten oder Erntefeste feiern, schleichen sich die Zwerge unsichtbar ein und nehmen die besten Stücke Kuchen und Braten vom gedeckten Tische fort. Von den Menschen leihen sie sich auch wohl Kessel zum Brauen, wie die Zwerge, die unter dem Himmelsberg bei Falkenburg wohnten, als dieses Hügelgrab noch nicht aufgegraben war. Wenn eine Zwergin ihrer Entbindung entgegen sieht, nimmt sie gerne menschliche Hilfe in Anspruch und erweist sich dafür erkenntlich.

Die Zwergkinder sind oft dickköpfig und mißgestaltet; darum trachten die Zwergeltern darnach, ein neugeborenes, wohlgestaltetes Menschenkind zu rauben und ihren eigenen Wechselbalg dafür unterzuschieben. Deshalb pflegte man früher neugeborene Kinder spätestens nach drei Tagen zu taufen, und so lange das Kind ungetauft war, mußte des Nachts bei der Wöchnerin stets ein Licht brennen. Daß auch die Zwerge ihre Kinder zu taufen pflegen, hat im Jahre 1817 ein Mädchen in der Granitz erlebt.

Auch erwachsene Menschen haben die Zwerge schon fortzuschleppen versucht. Eine Garzer Bürgerfrau, die von den Zwergen auf den Wallberg fortgeschafft wurde, kam nur dadurch frei, daß sie mit ihrem Fuße Weißen Urang (wahrscheinlich *Orchis bifolia*) berührte. Ein Schäfer, der die kleinen Leute bei einer Hochzeitsfeier in den Nalswieser Bergen überraschte, gewann ihnen einen silbernen Becher ab, obgleich er von dem einbeinigen Käufer der Zwerge verfolgt wurde. Die unter dem Dubberworth bei Sagard wohnenden Zwerge bewirteten einst zwei in der Nähe pflügende Knechte; der eine Knecht, der diese Gastlichkeit in übler Weise vergalt, hatte im späteren Leben viel Unglück. Dieselben Zwerge kauften einem Bauer eine ganze Fuhr Getreide ab, die dieser ihnen in das geöffnete Hünengrab hineinfahren mußte.

In einer Zwergjage, die am Garzer Burgwall lokalisiert ist, kehrt ein Motiv aus der Polypheimsage wieder. Ein Garzer Bürger, mit Namen Sülm, hatte einen diebischen Zwerg mit einem Feuerbrand geschlagen. Der Zwerg rief durch ein fürchterliches Gebrüll die Seinigen zur Hilfe, und als diese kamen und ihn fragten: „Wer hat dir weh getan?“ schrie der Geschlagene: „Sülm dahn, Sülm dahn!“ Darauf antworteten die übrigen Zwerge:

„Ja, sülm dahn
is wol gedahn;
för innere Pien
hebben wi keen Venin“.

Venin (venenum) d. i. Gift, hier Zaubermittel. Das gleiche Motiv kehrt auch in einer rügenischen Puffage wieder.

Lange Zeit haben die Unterirdischen friedlich mit den Menschen im Lande zusammengewohnt. Seitdem aber die Menschen angefangen haben, Brot und Getreide zu kreuzen und den Besen aufrecht mit dem Stiel nach unten in die Getreidehaufen zu stecken, „war kein Segen mehr für sie im Lande“, und sie wanderten aus. Die Wittower Zwerge ließen sich bei der Camminer Fähre, die Hiddenseer bei Schaprode und die übrigen bei Goldberg oder bei Grewiker Fähre übersetzen. Der Fährmann ward in der Nacht geweckt und gefragt, ob er kops- oder bootweise für die Überfahrt bezahlt haben wolle. Er wählte das letztere und mußte nun die ganze Nacht mit dem Fährboot hin- und herfahren. Als die letzten übergesetzt waren, bekam er die ausbedungene Bezahlung und durfte dann auch noch sehen, daß das ganze Ufer von kleinen Leuten wimmelte, die die bisherige Heimat verlassen hatten.

Die Zwergsagen sind ziemlich gleichmäßig über die ganze Insel verteilt und machen überall den Eindruck großer Bodenständigkeit. Mehrfach ist es mir begegnet, daß Leute, die keine einzige weitere Volksage kannten, doch wenigstens eine Zwergsage zu erzählen wußten. Andere, die sich als sagenkundige Leute erwiesen, konnten oft ein halbes Dugend und mehr Zwergsagen berichten. Zahlreiche der hier nur ganz kurz angedeuteten Zwergsagen haben ihre Parallelen im benachbarten Mecklenburg, und hier hat die Ausgrabung der drei Grabhügel von Peccatel den Beweis geliefert, daß die mit den Hünengräbern verknüpften Zwergsagen bis in die Periode der Bronzezeit (1500—500 vor Christi Geburt) zurückgehen. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß auch die rügenischen Zwergsagen in ihrem ursprünglichen Kern bis in jene fernliegenden Zeiten zurückreichen.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit den Zwergen haben in mancher Hinsicht die nur in der mönchutischen Sage vorkommenden Witten Wiver; indessen sind diese ihrem innersten Wesen nach doch nicht als Erdgeister, sondern vielmehr als Wassergeister aufzufassen. Die Witten Wiver sind von zwerghafter Gestalt, sehen ganz weiß aus und haben kurze Röcke an. Es kleidet sie sehr schmuck und sauber, und auch in ihren Wohnungen ist alles sehr sauber.

Ihre Wohnungen befanden sich ehemals in dem jetzt verschütteten Nonnenloch, einer Vertiefung, die bis vor hundert und mehr Jahren im Ufervorsprung Swantegard auf der Halbinsel Groß-Zicker sichtbar war. Vor dem Swantegard lag in einer schnurgeraden Linie eine Reihe von Felsblöcken, das waren die sogenannten Waschsteine oder Nonnensteine; auf denen wuschen die Witten Wiver ihre Wäsche. Auf dem Buskamen vor Göhren nahmen sie ihre Mahl-

zeiten von runden zinnernen Tellern ein, und auf der Plattform des Steines führten sie nach dem Mahle ihre Tänze und Reigen auf. Auch im Kobber Ufer haben sie ihre Wohnungen gehabt.

Wie in der sonstigen rügenschen Sage die Wasserjungfern, so werden in der mönchgutischen Sage die Witten Wiwer vom Wilden Jäger verfolgt und gejagt. Ein Müllergeselle auf der Philippshäger Mühle, der den Wilden Jäger angerufen hatte, fand am andern Morgen unter dem Bock der Mühle ein halbes Weib mit freideweißem Fell und freideweißem Haar vor. — Eins von den Witten Wiwern hat einst eine Mönchguterin zu Gevatter und führte sie in das Höwt, wo die Kindtaufe stattfand; die Mönchguterin erlebte hier dasselbe, was die altbekannte Sage von dem Mädchen und der Kröte berichtet. — Als in Baabe einmal Hochzeit war, hörte die Braut plötzlich, wie eine feine Stimme aus dem Erdboden wisperte: „Kriegen wi nich ook'n bäten von de söte Grütt?“ Als man nachsah, waren es die Witten Wiwer, die sich auf diese Weise etwas vom Hochzeitschmause erbaten.

Wie anderswo die Zwerge aus der alten Heimat auswandern, so verlassen auch die Witten Wiwer die Halbinsel Mönchgut. Sie wurden ausgewiesen und wanderten nach der einen Überlieferung über den Mönchsgraben nach Sellin zu, nach der anderen Überlieferung ließen sie sich zu Wasser nach dem pommerschen Festlande übersetzen. Beim Überschreiten des Mönchsgrabens kamen sie an einer alten Eiche vorbei; beim Anblick derselben sagten sie: Die Eiche werde jetzt vertrocknen; wenn sie aber wieder ausschlägt, so würden auch sie zurückkehren. Die Eiche ist wirklich vertrocknet, und die Leute haben sie viele Jahre stehen lassen; als sie aber fort und fort trocken blieb, ist sie vor etwa 90 Jahren abgehauen worden.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Sage von den Witten Wiwern von den deutschen Kolonisten im 13. und 14. Jahrhundert aus der westfälischen Heimat (Umgegend von Paderborn) mitgebracht ist. Vereinzelt finden sich die Witten Wiwer auch in Mecklenburg, wo sie von der Wilden Jägerin, Frau Waur, de oll Wäderherz Waur gejagt werden (Wartsch I 23).

Die Rügianer kennen noch zahlreiche andere, höchst individuell und lebensvoll ausgearbeitete Sagen gestalten, wie die Riesen, von denen einzelne sogar eigene Namen führen, die Nachtmahr, die Menschen und Tiere quält, den hilfreichen Hausgeist Puf, den Wilden Blüsnier, der als Nachtgespenst bis zum jüngsten Tage auf der See umherfährt, die Nixen, die ihre Wäsche auf den großen Felsblöcken am Strande waschen, den feurigen Drauf, der seinem Herrn Geld und Korn ins Haus trägt, und andere. Auf diese Sagen kann hier nicht näher eingegangen werden, da noch die örtlich gebundenen Sagen zu betrachten sind.

Es gibt einzelne bestimmte Örtlichkeiten auf der Insel, an denen die Sagen in auffällender Menge gehäuft sind. Dazu gehören vor allem die Stubbenkammer mit dem Königsstuhl und der nahegelegene Herthasee nebst der Herthaburg. Hier findet sich die Sage von der mit Schätzen angefüllten, unterirdischen Höhle, von der schachhütenden Jungfrau, von dem Seeräuber Störtebecker, von dem in die Höhle hinabgelassenen Verbrecher, von der Nixe, die das blutige Tuch am Waschstein wäscht; am Herthasee finden wir — wenn wir von der durchaus nicht volkstümlichen Herthasage absehen — die schon aus dem Jahre 1616 bezeugte Sage von dem Wassergeist Mickel und

von dem Rahn auf dem Baum, von der Weißen Frau im See, von dem mit Menschenopfern verknüpften Teufelsdienst; an den Burgwall knüpft die Sage von den bergentrückten bewaffneten Männern, die sich eine Fuhre Hafer in ihre unterirdische Wohnung bringen lassen, und in der Nähe liegt der sagenumrankte Fußtapfenstein, der Opferstein und der Pfennigkasten. Vgl. Haas: Stubbenkammer, Herthasee und Herthaburg in Geschichte und Sage, Saffnit 1914.

Das ist eine so stattliche Reihe der mannigfaltigsten Sagen, daß man staunend fragt, warum die Sage gerade an dieser entlegenen, in früheren Zeiten gewiß nur wenig besuchten Gegend so sehr schöpferisch tätig gewesen ist. Die auffallende Tatsache erklärt sich dadurch, daß am Herthasee in vor-geschichtlicher Zeit eine slawische Kultstätte gelegen hat: hier ist, wie wir aus der Knytlunga Saga erfahren, der Götze Tjarnaglofi, der schwarzköpfige Siegesgott der Slawen, verehrt worden, und in dem nahe gelegenen Schwierenz hat sich das heilige Rossgehäde des Götzen befunden.

Die ehemaligen slawischen Kultstätten sind aber, wie Wossidlo treffend bemerkt hat, die eigentlichen Spukwinkel im Lande geworden, indem sich die ehemaligen Götzen unter dem Einflusse der christlichen Priester in Räuber, Riesen, Teufel, Hexen, Poltergeister und Spukgestalten verwandelten; so sind diese Stätten bis auf den heutigen Tag mit einem dichten Gewirr fest miteinander verschlungener Volksagen umgeben. Noch an einer anderen Stelle können wir die Probe auf die Richtigkeit dieser Aufstellung machen.

In dem Garzer Burgwall, der alten Tempelburg Charenza, wurden ehemals die drei Götzen Rugievit, Porevit und Porenut verehrt, und unweit davon lag der der Gottheit geweihte, heilige Rossgarten (in dem heutigen Rosengarten). Um diese ehemals heilige Stätte hat sich nun gleichfalls eine geradezu überraschende Fülle von Sagen gruppiert: da hören wir von dem alten Heidentönig, der unter dem Burgwall als graues Männlein haust, von der Prinzessin Swanvithe, deren Name unwillkürlich an den Götzen Swantewit erinnert, von zahlreichen immer vergeblich unternommenen Versuchen, die verwünschte Prinzessin zu erlösen; wir hören ferner von einem goldenen Becher und von zahllosen Schätzen, die unten im Wallberge von einem gespenstlichen schwarzen Pudelhunde bewacht werden; es wird erzählt von Frauen, die durch eine offen stehende Tür in den Berg eindringen und einen Teil der Schätze ans Tageslicht beförderten, oder von Männern, die oben auf dem Wall Haufen von Dünger liegen sahen, der sich nachher in Gold verwandelte, oder von stral-sundischen Musikanten, die, über den Wallberg gehend, in einen herrlichen Wundergarten gelangten und ein ganzes Jahr darin verweilten, während sie nur etliche Stunden darin geblieben zu sein meinten. Andere Sagen wieder berichten von der ehemaligen Größe und Herrlichkeit der Stadt Charenza, die durch den Garzer See und die Buddeminer Wiek mit dem offenen Meere in Verbindung gestanden haben soll, von der untergegangenen Stadt Rügendal, von ehemaligen Kirchen und Kapellen, von versunkenen und wieder aufgefundenen Glocken u. a. m. Dazu kommen dann noch Sagen vom Wilden Jäger, von Zwergen, vom Teufel, vom Werwolf, von Spuk- und Gespenstererscheinungen, und in der nächsten Umgegend von Garz sind Renz, Rosengarten, Carnitz, Rniepow gleichfalls sagenreiche Örtlichkeiten. Vgl. Haas: Eine altslaw. Kultstätte in der rüg. Volksage, Zeitschr. des Ver. für Wde. 1916, 257—277; die Sammlung umfaßt 76 Sagen.

Anderere von dichten Sagenkränzen umrankte Örtlichkeiten sind der

Schwarze See in der Granik, der ehemalige See Serpin bei Ketelshagen, der Rugard bei Bergen, Nalswiet am Großen Jasmunder Bodden, Capelle bei Sagard, Gingst und das nahe gelegene Capelle, Schmantewitz auf Wittow und die ehemalige Swantewitfeste zu Arkona. Fast alle Sagen, die an diese Örtlichkeiten knüpfen, leiten — die einen mehr, die anderen weniger deutlich — ihren Ursprung aus dem ehemaligen slawischen Götzkult her, der an jeder einzelnen Stätte getrieben wurde.

Es gibt aber noch andere Örtlichkeiten, die von der rügenschen Volks- sage besonders bevorzugt werden, so z. B. das Schloß Spyker, an das sich manche Sagen anlehnen, deren Inhalt älter ist wie das Schloß. Auch der Mägdesprung auf dem Rugard, die Brauteiche von Serams, die Sturmflut vom 1. November 1304 sind in der Volks- sage beliebte Themata, über die der eine dies, der andere jenes zu berichten weiß. Ein über die ganze Insel gleichmäßig ausgebreiteter Sagenstoff ist aber der von dem Seeräuber Klaus Störtebecker, der von der Sage als Held gefeiert und verherrlicht wird. In Ruchswitz auf Jasmund soll er geboren sein, von seinen Eltern erhielt er ein Schicksalshemde; als er die Seeräuberschar um sich gesammelt hatte, machte er die kühnsten Fahrten bis nach Rußland und Scandinavien, nach England und nach Spanien. Ungeheure Schätze raubte er zusammen und vergrub sie in der Stubbnitz, wo sie noch heute lagern. Arme und Bedürftige unterstützte er, wo er nur konnte, seine Raubfahrten richtete er nur gegen reiche Leute. Er besaß übernatürliche Kräfte, und sein Schiff fuhr nicht nur durch das Meer, sondern auch durch die Luft. An allen möglichen Punkten der rügenschen Küste soll er gehaust haben, ja sogar auf einigen Binnenseen wird er lokalisiert. Daß das sogen. Störtebeckerlied, das bis in die neuere Zeit hinein auf Rügen bekannt war, viel dazu beigetragen hat, die Erinnerung an den kühnen Seehelden im Volksbewußtsein lebendig zu erhalten, ist schon oben erwähnt worden.

Im übrigen aber ist der Sinn für geschichtliche Persönlichkeiten und geschichtliche Ereignisse auf Rügen nicht sehr geschärft. Der Krieg von 1870—71, die Freiheitskriege und die den letzteren vorausgehende Zeit der französischen Occupation des Landes hatten allerdings deutlich in der Erinnerung der jetzt lebenden Generation. Auch der Alte Fritz erfreut sich auf Rügen großer Volkstümlichkeit, obgleich die Insel niemals unter seinem Szepter gestanden hat. Unter den schwedischen Königen, denen Rügen von 1637—1815 untertänig gewesen ist, „ist nur einer, dessen Walten, wie Arndt II 359 f. und Baier: Stralsf. Gesch. 72 bemerkt haben, einen so mächtigen Eindruck hinterlassen hat, daß das Volksgedächtnis seinen Namen und seine Taten bewahrt hat“. Das ist König Karl XII. oder König Karolus, wie ihn der Volksmund zu nennen pflegt (wahrscheinlich weil der König seine Regierungserlasse mit dem Worte Carolus zu unterzeichnen pflegte). Die Landung der Preußen und Dänen bei Strefow am 15. Nov. 1715 und die Landung des Großen Kurfürsten bei Neufkamp im Jahre 1678 werden durch besondere Sagen (vom Verräterhaus, vom Schwedenbrunnen, Kanonendonner u. a.) festgehalten. Im übrigen ist das, was jenseits des 18. Jahrhunderts liegt, dem Volksbewußtsein meist ganz dunkel und unklar; vom Dreißigjährigen Kriege und von der Reformation hat der gemeine Mann wenn überhaupt eine Vorstellung, so doch nur eine ganz verschwommene, und aus der noch älteren Zeit ragt nur die Persönlichkeit Störtebeckers, die große Sturmflut am ersten November 1304 und die

Eroberung der Swantewitfeste zu Arkona hervor. Von den ehemaligen rügenschen Fürsten (Jaromar I. 1168—1218, Wizlaw I. 1221—1249, Jaromar II. 1249—1260, Wizlaw II. 1260—1302 und Wizlaw III. 1302—1325) hat sich keine, nicht einmal eine dunkle Kunde erhalten.

Eine besondere Vorliebe haben die Rügianer für die schwankhaften Sagen, mögen sie sich nun auf Bürger oder Bauern, auf Schäfer oder Handwerker beziehen. Eulenspiegelereien sind äußerst beliebt, und die Rügianer kennen sogar einen eigenen Spaßmacher, den Bruder Lustig, dem mannigfache Streiche von der Art, wie bei Grimm K. und H. Märchen I Nr. 81, zugeschrieben werden. Die Rolle des altbekannten Schoppenstedt spielt auf Rügen die mecklenburgische Stadt Teterow. Geschichten vom betrogenen Teufel, Geniestücke vom Dummhans, allerhand Gaunersstückchen und sonstige lose Streiche sind zahlreich in Umlauf. Kein Stand und kein Rang geht bei den Schwänken und Streichen leer aus. Der vornehme Gutsherr wird ebenso wenig verschont wie der ungeschliffene Bauer, der überkluge Bürgersmann ebenso wenig wie der listige Schäfer, der ehrwürdige Pastor so wenig wie sein Helfershelfer der Dorfküster, der im Volksmunde „Gottswurtshandlanger“ genannt wird.

Eine Schwester der Sage ist das Märchen, bei vielen Rügianern allerdings eine Stiefschwester. Denn so zahlreich sagenkundige Rügianer zu finden sind, so spärlich sind auf Rügen märchenkundige Leute zu finden. Ihrem Inhalte nach unterscheiden sich die rügenschen Märchen wenig von den sonst in Pommern und Deutschland bekannten Märchen. Sie handeln, wie E. W. Arndt: Märchen und Zug. I 64 sagt, von Hexen und Hexenmeistern, von Drachen und Riesen, von verzauberten Prinzessinnen und vermünschten Schloßherrn, und die Helden, die in den Märchen auftreten, vollbringen wie auch anderswo ungeheure Taten: sie erschlagen Drachen und Riesen, zersprengen eiserne und diamantene Türen, reiten den Glasberg hinauf, erlösen oder befreien Prinzessinnen und werden endlich König. In einigen rügenschen Märchen kommt der Held aus „Ostenland“. Am beliebtesten ist das Märchen vom Dummhans, der zu Hause wegen seiner Dummheit und Tollpatschigkeit allgemein verachtet ist, aber in der Fremde zu Reichtum und Ehre gelangt — vielleicht ein Nachklang der bedrückten Lage, in der sich ehemals (bis 1806) die arbeitende Klasse der Bevölkerung zur Zeit der Leibeigenschaft befand. Auch der starke Hans spielt eine große Rolle in den rügenschen Märchen. Eifrig gepflegt ist auf Rügen das Tiermärchen; unter Arndts Märchen finden sich solche vom Zaunkönig, vom Wiedehopf oder Kuckucksköster, vom Kotkeltchen und der Kohlmeise, vom Blaufuß und vom Schwarzen Storch.

Von den zwei pommerschen Märchen, die sich in Grimms Kinder- und Hausmärchen finden, von dem Fischer und seiner Frau und von dem Wachs- boom (Nr. 19 und 47), ist das erstere auch auf Rügen bekannt und auf der dortigen Schmalen Heide lokalisiert. Auf der Schmalen Heide hatte der Fischer Fritz Dudelbee mit seiner Frau, der Hsebill, eine kleine Wohnhütte; de leg half unner de Frd un half baben de Frd un sach von bunten to ut as ne grote Hunn'hütt. Awer de beiden wiren tofräden mit ehr Los und lanten glücklich un eendrachtig tofamen. Das Leitmotiv des Märchens ist die Zwiegesprache zwischen dem Fischer und der Steinbutte.

De Fischer röppt:

Buttche, Buttche in de See!

De Steenbutt fröggt:

Wat röppst du mi, Frig Dudeldee?
De Fischer antwurt't:

Buttche, Buttche in de See,
Mine Fruu, de Hsebill,
De will nich so, as ick wol will.

De Steenbutt frögg't:

So? Wat will se denn?

Toirst kriegen se een Wohnhuus mit richtige Finstern und Dören, dornah 'n Buerhof mit twee Tog Pir (d. i. mit acht Pferden), dornah kriegen se 'n Rittergod un warden adlig, dornah kriegen se 'n Schloß, un de Fischer ward Fürst un sine Fruu Fürstin, un tolest willen se warden as de leen Gott, äwer don müßten se torüh in ehre lütt Wohnhütt in de Heid. Auch das Märchen vom Däumling ist mir mehrfach erzählt worden; die Worte, die Däumling zum Milchmädchen spricht, lauten auf Rügen:

Stripp strapp strull,
Is dat Spann' noch nich bald vull?

Ein längeres Märchen berichtet A. Ruge in seiner Selbstbiographie von der Halbinsel Fasmund; auch hier findet sich ein Leitmotiv in Versen wieder:

Dor is de lütte Fedrich all werre
Mit sine blanke Ferre!

Einige rügensche Märchen sind auf der Insel selbst lokalisiert. E. M. Arndts Märchen vom Rattenkönig Birlibi hat die Ortschaft Altkamp zum Schauplatz, das Märchen vom Wieslater Martinchen spielt in Putgarten bei Arkona, das Märchen vom Schneeweißen Hühnchen in Surrevit bei Ramin und das Märchen von Thrin Wulsen in dem ehemaligen Bauerndorf Güms (zwischen Schoritz und Puddemin). Ein in der Sundine 1842 überliefertes Märchen spielt in der Granitz, in Garz und in dem untergegangenen Rügendal. Von den anderthalb Duzend Märchen, die ich in den Rügenschen Sagen I.—IV. Auflage veröffentlicht habe, spielt eins in der Rugardheide und auf der Insel Pulitz, ein zweites in der Stadt Bergen und ein drittes am Strande des Wieker Boddens. Andere rügensche Märchen versetzen uns auf die dänischen Inseln, nach Jütland, Westfalen, nach dem Thüringer Wald, nach England, Italien, ja sogar in das ferne Wunderland Indien.

Die von U. Jahn herausgegebenen Volksmärchen aus Pommern und Rügen, Erster Teil, Norden und Leipzig 1891 — mehr ist nicht erschienen — enthalten von rügenschen Märchen nur die kurze Inhaltsangabe des Märchens vom Wunderbuch (aus Klein-Kubbellow S. 381).

Eine besondere Abart des Märchens, das Rätselmärchen und das Halslöserätsel, ist auch auf Rügen sehr beliebt. Zu der ersteren Art gehört das Märchen „Eins schlug eins“, die Deutung der Spielfarten und das zu dem Alten Frig in Beziehung gesetzte Märchen „Kamen se, so kamen se nich“. Zu der zweiten Art gehört das weit verbreitete Flosrätsel:

Auf Flos geh ich,
Auf Flos steh ich,
Auf Flos bin ich hergekommen,
Auf Flos will ich meinen Mann empfangen,

wobei für Flos auch Jhna eingesetzt wird. Ferner das Rätsel „Ick henging, ick herkam“ und das uralte Rätsel:

Durch Mauern gesogen,
Hat Herren betrogen,
Ist Tochter gewesen,
Ist Mutter geworden,

dessen Ursprung sich bis in das graueste Altertum verliert.

Die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, die die Grimmsche Märchen-sammlung darbietet, findet sich unter den rügenschen Märchen nicht vor, doch zeigen sie alle jene „humoristisch-innige Gemütlichkeit“, die insbesondere dem deutschen Märchen eigentümlich ist.

6. Aberglaube, Sitte und Brauch.

Ein schier uner schöpfliches Kapitel. Bereits in der Zeit, in der die Insel Rügen noch nicht in den Lichtkreis der Geschichte getreten war, finden wir die zauberkundige Hilde auf Hiddensee tätig (vgl. oben S. 30). Auf dasselbe Gebiet des Zauber- und Hexenwesens verweist uns die nächste, aus dem Reformationszeitalter stammende Nachricht. Um 1540 nämlich berichtet M. v. Normann, der Verfasser des Rügenschen Landrechtes, in einem besonderen Kapitel von den Tövererschen (Zauberinnen): etlike werden de molkentövererschen (Milchzauberinnen) genant, welke sik up ander lüde höve to sonderigen tiden befinden, wo den ok etzliche alruneken (aus der Zaunrübe geschnittene kleine Abbilder des Elfen Alraun, die zur Zauberei dienen), devedumen (Diebsdaumen) und dodenknaken und andere narrenwerke bi sik hebben (ed. Frommhold 123). Und ähnlich heißt es in der jüngeren Bearbeitung: dar plach men oldinges (in älteren Zeiten) by den buren alrunken, doepkersen was (Taufserzenwachs), by den krögerschen (Gastwirtsfrauen) devedumen und andere dodenknaken in den tunnen edder under den hierstellungen (Biergestellen) bevinden (ed. Gadebusch 243). Auf Zauberei stand der Feuertod als Strafe.

Wenn M. v. Normann mit einer gewissen Befriedigung hinzufügt: men het anhero — got lof und dank! — in dissem lande van keinen tövererschen vele gewüst, so änderte sich das bald nachher. Zauberer, Hexen und Schatzgräber fanden sich im 16. und 17. Jahrhundert auch auf Rügen in großer Zahl, und der Hexenwahn hat auch hier seine schrecklichen Opfer gefordert.

Thomas Tyde, der etwa 1540—1550 als erster protestantischer Geistlicher in Wiek auf Wittow amtierte, wurde beschuldigt, daß er beim Graben nach Schätzen böse Teufelskünste angewendet habe. Gegen diese Beschuldigung nahm ihn Hinrik von Bohlen zu Cassowitz in Schutz und reinigte ihn von dem Verdachte. Nach Schätzen zu graben, scheint auf Rügen im 15. und 16. Jahrhundert Mode gewesen zu sein; im Rügenschen Landrecht findet sich ein besonderes Kapitel (137 ed. Frommhold), das von vergrabenen Schätzen und Schatzgräbern handelt; im 17. und 18. Jahrhundert haben sich die Schatzgräber mehrfach an die megalithischen Hünengräber auf Rügen herangemacht.

Im Jahre 1545 hatte eine Hexe einem Stralsunder Bürgersohne einen Trank „alse einu egediffenn (Eidechse), quaden poggenn (giftige Kröte), schnakenn (Schlangen), fattenbregen“ eingegeben; der Bürgersohn verlor darüber den Verstand und die Hexe wurde verbrannt (Strals. Chron. I 90 vgl. S. 15 und Balt. Stud. 12, 2 S. 9).

Ebenso erging es den der Hexerei beschuldigten Personen in den beiden folgenden Fällen.

Als dem Rappiner Pastor Andreas Horn (1650—1707) mehrere Kinder hintereinander starben, „ward eine Zauberin in Verhaft genommen, die diesen Kinder mord auf der Tortur gestand, weswegen sie zu Stralsund, unter welcher Stadt Jurisdiktion sie gehörte, verbrannt wurde“. Als der Pastor Christian Spaldhaver zu Wief auf Wittow (1652—1702) nach 15 jähriger Amtstätigkeit von gewissen Angstzuständen befallen wurde, die der behandelnde Arzt als affectus splenicus bezeichnete, „bekannte ein Teufelsgeschmeiß auf der Tortur, daß sie dem guten Herrn Pastori dieses angetan“ (Wackenroder 322, 364).

Bis ins 18. Jahrhundert hat das Hexenbrennen auf Rügen angehalten. Nach mündlicher Überlieferung war die letzte Frau, die auf Rügen als Hexe gerichtet wurde, eine Müllersfrau aus Malzin auf Zudar; sie wurde auf dem sogenannten Fangelberg, einer Anhöhe dicht neben der Zudarschen Bucht, verbrannt.

Welchen Umfang das Hexen und Zaubern, das Böten und Pusten ebendem in allen Schichten der Bevölkerung gehabt hat, das zeigt uns eine Nachricht, die sich in Gengfows Tagebuch unter dem 2. Juli 1562 findet. An diesem Tage überraschte der stralsundische Bürgermeister seine Magd Anne und ein anderes Weib, wie sie am Werke waren, sein eigenes jüngstes Kind, „viel id en topaß was, to seguen und to böten“. Gengfow fügt hinzu: „Darover gaff ic der Annen einen Dreve in den Nacken und Basseln nicht vele guder Wordt“.

Der Glaube an die Tätigkeit und Wirksamkeit der Hexen besteht aber bis auf den heutigen Tag weiter. Sie haben, wie man glaubt, mit dem Teufel einen Bund geschlossen und erhalten von diesem die Mittel zum Wohlleben. Sie können sich und andere Menschen in allerlei Tiere, besonders in Hasen und Füchse verwandeln. Kleinen Kindern können sie Böses antun, daß sie „quienen“ und im Wachstum zurückbleiben. Jungvieh, besonders junge Hühner, Enten und Gänse, bringen sie dazu, daß sie die Hälse verdrehen und verrecken; Kühen nehmen sie die Milch; den Schweinen zaubern sie das Feuer und andere Krankheiten an, und auf die üppig gedeihenden Saaten lassen sie ein vernichtendes Hagelwetter niederprasseln. In der Vollbrechtsnacht (Walpurgisnacht, Nacht vom 30. April zum 1. Mai) halten sie auf dem Blocksberge ihre ausgelassenen Zusammenkünfte ab, bei denen Tanz, Musik und Schmauserei die Hauptrolle spielen. Solcher Blocksberge gibt es mehrere auf der Insel: einer liegt auf dem Südennde der Schmalen Heide unweit Dollahn, ein anderer bei Sellin unsern des Außenstrandes, ein dritter bei Posewald und ein vierter zu Gramtitz auf Wittow.

Die Mittel, um sich gegen die Hexen zu schützen, sind mancherlei Art. Kleine Kinder und Jungvieh werden schnell beiseite gebracht, wenn eine Person naht, die im Verdacht der Hexerei steht. Um die Milch vor Verherzung zu schützen, benutzt man Milchheimer, bei denen der Böttcher unterhalb der Bänder ein unsichtbares Band aus Zwirn oder Bindfanden angebracht hat; auf diese Weise wird die Hexe verhindert, die Bänder richtig abzuzählen und dadurch die Milch zu behezen. Der Schweinestall und seine Bewohner werden vor der Hexe dadurch geschützt, daß in die Schwelle der Stalltür ein Loch gebohrt, in dieses etwas Quecksilber hineingeschüttet und das Loch dann durch einen Holzkeil wieder geschlossen wird. Hat die Hexe ein Tier zu Tode gezaubert, so durchsticht man das Herz desselben mit Stecknadeln und kocht dieses in

einem neuen irdenen Topfe, der „unbedungen“ gekauft sein muß; dadurch wird die Hexe herbeigekocht, und man kann alsdann mit ihr abrechnen. Gegen die Wetterhexen wandte man früher ein Mittel an, das M. von Normann um 1540 also beschreibt: Dat is eine böse wanheit in Ruegen, dat se (sc. die Bauern) up den avend Philippi Jacobi (1. Mai) mit groten fuerblasen (Feuerfackeln) up dem velde ummeherlopen und willen de töverschen bernen (brennen), wo men dat narrenwerk noemet.

Zu den Hexen gesellen sich die Hexenmeister, die Zauberer und die Freischützen. Auch diese stehen mit dem Teufel im Bunde. Ein in diesen Künsten bewanderter Kutscher fährt ohne Zügel und ohne Reine. Ein Bauer, der sich dem Bösen ergeben hat, baut stets das beste Getreide und hat das schönste Vieh im Stall, aber zuletzt nimmt er ein Ende mit Schrecken. Der Freischütze braucht nur in die Luft zu schießen, um ein Stück Wild, das er sich gerade wünscht, zu erlegen. Auch Feuersbrünste können die Zauberer löschen, indem sie einmal oder dreimal um das Feuer herumgehen und dann schnell in einen Teich oder in eine Pfütze hineinspringen.

Es gibt heutzutage vielleicht nicht mehr allzu viele Rügianer, die offen an Hexerei glauben. Desto mehr aber stehen die meisten von ihnen im Banne all der abergläubischen Vorstellungen und Bräuche, wie sie das familiäre und gesellige Leben, die Haus- und Feldwirtschaft, der Umlauf der Jahreszeiten, der Wechsel der Mondphasen, die hohen Festtage, die Zeit der Zwölften, ferner Geburt und Tod, Krankheiten bei Menschen und Tieren und andere Verhältnisse mit sich bringen. Zwar werden viele ihre Abhängigkeit von solchem Aberglauben in Abrede stellen und etwa so sprechen wie der Ochsenhirte bei Reuter (Käuschen un Niemels I Nr. 11):

Iek glöw jüst nich ant Hexen un ant Späuken

Un an den Düwel un an so'n Makäuken,
aber bei genauerem Zusehen ergibt sich, daß sie trotzdem und vielleicht sich selbst unbewußt an den alterprobten, von Vätern und Voreltern überlieferten Regeln und Bräuchen festhalten. Der Aberglaube erfreut sich bis auf den heutigen Tag großer Ausbreitung auf der ganzen Insel, und einige Teile der Insel stehen geradezu in dem Rufe, es in dieser Beziehung anderen vorzutun.

Aus der reichen Fülle der Sitten und Bräuche und abergläubischen Meinungen hebe ich einige Gruppen hervor, zunächst solche, die sich auf das Haus und den Schutz des Hauses beziehen.

Fromme Sprüche, die als Inschriften in dem Querbalken oberhalb der Haustür angebracht sind, stellen das Haus unter Gottes Schutz, wie z. B.

Gott bewahre dieses Haus

Und alle, die da gehen ein und aus!

Auf der Insel Ummanz findet sich dieser Spruch in folgender Fassung:

All, dei hier gahn ut un in,

Sälen Gott befehlen sin!

An einem Hause zu Gingst, das 1899 abgerissen wurde, stand der Spruch:

Wol Godt vertruwet,

De heft wol gebuwet.

Im Himmel un up Eren

Is Godt mit uns.

Steffen Richert, Timmermann, Anno 1660.

Ein Haus in Bergen, das 1726 abgebrannt war, erhielt im folgenden Jahre beim Wiederaufbau diese Inschrift:

Gottes Ruthe schlug mich nieder,
Gottes Gnade hilft mich wieder.

Anno 1727.

Ein Haus in Bergen trug vor etwa 30 Jahren die Inschrift: „Klein, aber mein“.

Als Schutzmittel des Hauses galten in alter Zeit auch die sogenannten Bauopfer. Um die Festigkeit und Haltbarkeit eines Bauwerkes zu vergrößern, wurden nach alter Überlieferung lebende Menschen in die Fundamente eingemauert. Das soll nach der rügenschon Sage beim Bau der Berger Kirche (1193) und der Bilmnitzer Kirche (ca. 1230), ebenso beim Bau des alten Schlosses zu Renz (1560) und des Spylerschen Schlosses (1650—1660) geschehen sein. Später begnügte man sich damit, einen lebendigen Hahn oder schließlich auch nur ein Ei dem Fundamente einzufügen. Wenn sich beim Abbrüche älterer Häuser zuweilen zermürbte Tierknochen oder halbvermoderte Eierschalen finden, so weisen solche Funde auf den hier angezeigten Aberglauben.

Bis auf den heutigen Tag hält man es für gut, in das Fundament eines neu zu bauenden Hauses einen Wacholderstrauch (Knirf) zu legen; dann kann kein Teufel oder böser Geist ins Haus kommen.

In die heidnische Vorzeit verweist uns der Hauschutz, den man durch das Anbringen von zwei gekreuzten Pferdeköpfen an den Giebeln der alten Bauernhäuser zu erreichen sucht; solch Giebelschmuck ist besonders auf der Halbinsel Mönchgut zu sehen. — Auch Kopfschädel, Kalbsköpfe und andere Tierknochen werden zu gleichem Zwecke in Haus und Stall aufbewahrt. (Haas: Rüg. Sagen 122). An die Scheurentüren werden zuweilen tote Fledermäuse oder kleine Raubvögel angenagelt; das geschieht, um „die alten Wetterhexen“ von dem Gehöft fernzuhalten. Aus gleichem Grunde werden am Abend des 30. April Haus- und Stalltüren mit drei großen Kreuzen bemalt, damit die in der folgenden Nacht umziehenden Hexen fernbleiben.

Solche Gebäude, auf denen oder in denen Störche, Schwalben oder Eulen nisten, sind, wie man glaubt, vor Blitzschlag geschützt. Ein gleiches nimmt man an, wenn auf dem Dache Hauswurz (*sempervivum tectorum*) wächst. In manchen Häusern weilte in früheren Zeiten eine Hausotter oder Hauschlange, die sorgsam gehegt und gepflegt wurde und jeden Morgen eine Schale frischer Milch erhielt; sie galt als schützender Hausgeist.

Unglück wird vom Hause ferngehalten, wenn man ein zufällig gefundenes Hufeisen auf die Türschwelle nagelt oder einen Donnerkeil (kalkige Mantelausscheidung ausgestorbener Tintenfische der Jurazeit) im First des Daches befestigt. Von den Pfingstmaien wird ein Strauch bis zum nächsten Pfingstfest aufbewahrt; auch die Erntekrone wird an der Decke des Hausflurs befestigt — dadurch wird das Haus vor Blitzschlag bewahrt.

Bei schwerem Gewitter nimmt der Landmann den von den Vorfahren ererbten Himmelsbrief zur Hand, der sonst wohlverwahrt im Kultfach liegt.

Wenn ein Strohalm auf dem Fußboden des Zimmers liegt, ist Besuch zu erwarten; wenn Besuch kommt, muß dieser das Haus durch dieselbe Tür verlassen, durch die er eingetreten ist, sonst nimmt er das Glück des Hauses mit fort. Die Einführung in einen neuen Besitz geschah früher unter Beobachtung einer Ceremonie, die von Normann als Antastunge eines Hodes,

Kagel edder Bonits, d. i. Anfassen eines Hutes, einer Kappe oder Mütze bezeichnet. Beim Wohnungswechsel bringt man zuerst Salz und Brot in die neue Wohnung, dann wird die Nahrung nie knapp. Vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang soll man nichts aus dem Hause verleihen, sonst bekommt man Ungezieser.

Ein hübscher Brauch war es in früherer Zeit, daß man an hohen Festtagen den Fußboden des Zimmers an den Wänden entlang mit kleinen Wacholderzweigen, auf Rügen „Enken“ genannt, belegte. Auf Ummanz war im Jahre 1837 bei einer Leichenfeier der Fußboden der Kirche also geschmückt.

Der Herd war in alter Zeit der heiligste Platz des Hauses; er wurde für den Sitz der Hausgötter und der Geister der verstorbenen Familienmitglieder angesehen. Hierauf weist ein Pfänderspiel, das sogenannte Ofenanbeten, zurück, in dem allerdings an Stelle des Herdes der Ofen getreten ist. Ein junges Mädchen, das ihr Pfand durch Ofenanbeten einlösen muß, kniet vor dem Ofen nieder und spricht;

Aben, Aben, ick bäd di an:

Verhoff mi doch'n goden Mann!

Verhoffst du mi keenen goden Mann,

So bäd ick di all min Läder nich verre an.

Es ist ganz augenscheinlich, daß diese Bitte ursprünglich nicht an den Ofen, sondern an die alten Herdgeister gerichtet worden ist, und daß das, was jetzt sinnloses Kinderspiel geworden ist, ehemals eine Kulthandlung gewesen ist. Auf dem Lande wurde das Ofenanbeten bis vor 30 Jahren auch noch vielfach zu Silvester von den jungen Mädchen ausgeführt.

Wenden wir uns nun der häuslichen Tätigkeit zu. Eine besonders schwierige Aufgabe hat die Hausfrau mit der Milch- und Butterwirtschaft. Manche Kühe sind schwer zu melken; dann muß man die Milchstrahlen beim Melken durch einen Lochstein (Feuerstein mit natürlicher Lochbildung) laufen lassen. Ist die Milch sonst in Unschick, so legt man einen Kranz von Hülsbüschen (*Ilex aquifolium*) in die Milchseihe und seigt die Milch neunmal hintereinander, oder man seigt sie nach Sonnenuntergang dreimal durch einen Donnerbesen. Den gleichen Erfolg hat es, wenn die Milch durch einen Eisen gefeigt wird, der mit beiden Enden in der Erde fest gewachsen ist.

Wenn eine Hexe einen eingebundenen Gegenstand in den Sod wirft, kann die Frau, die am Morgen zuerst Wasser aus dem Sod schöpft, keine Butter von der Sahne bekommen. Das beste Holz für den Butterstab ist das Holz von Kreuzdorn und von der Eberesche; beim Gebrauch solcher Geräte kann keine Hexe die Butterbereitung hemmen. Hexerei wird auch dadurch zunichte gemacht, daß man ein altes kupfernes Bierpfennigstück oder einen Feuerstahl in das Butterfaß wirft. Als Vorbeugemittel empfiehlt es sich ferner, in die Milchammer einen Donnerkeil oder einen Krötenstein (aus Feuerstein bestehender Steinern der Schalen ausgestorbener Seeigel) zu legen; die Krötensteine, die auch „Krüüzsteen“ oder „Stirnsteen“ genannt werden, sollen vom Himmel herabgefallen sein. Auch kann man die Blüte vom Geißblatt oder Felsängerjelleber (*lonicera caprifolium*) in die Milchammer oder in das Milchsieb legen, wenn die Milch in Unordnung ist.

Gibt eine Frau Milch aus ihrer Wirtschaft fort, so streut sie vorher einige Körner Salz hinein, damit der, der die Milch erhält, ihrer Milchwirtschaft durch Hexerei nicht Schaden zufügen kann.

Fast ebenso mannigfaltig sind die Vorschriften, die eine tüchtige Hausfrau beim Brotbacken zu beachten hat. Hier gilt es, nicht nur den Einflüssen der Hexen, sondern auch dem Zugreifen der Unterirdischen entgegenzuwirken. An dem Brot, das mit ungewaschenen Händen geknetet wird, haben die Unterirdischen Anteil. Bevor das Brot in den Backofen geschoben wird, muß man drei Kreuze vor der offenen Backofentür machen; ist es eingeschoben, so macht man wieder drei Kreuze und spricht dabei:

Alle, die von dit Brot äten,

Ward uns' Herrgott nich vergäten!

Vor dem Ausschneiden des neuen Brotes macht man über den Rücken des Brotes drei Kreuze mit dem Messer. Den Ranten des Brotes darf man nicht aus dem Hause geben; man würde damit das Glück des Hauses fortgeben. Ebenjowenig darf man das Brot zum Fenster hinausschauen lassen, d. i. man darf das Brot nicht so hinlegen, daß die angeschnittene Seite nach dem Fenster zu liegt. Die angeschnittene Seite darf auch nicht vom Tisch heruntersehen.

Das Verhältnis des Menschen zu den Tieren, zumal den Haustieren, ist ein überaus inniges und trauliches; in den alten Sachsenhäusern wohnen ja auch Menschen und Tiere unter einem Dache. Kühe und Pferde erhalten an hohen Festtagen eine doppelte Portion Heu, und das Federvieh bekommt doppelt so viel Korn wie sonst. Wenn die Kühe im Frühling zum ersten Male auf die Weide gebracht werden, darf das nicht an einem Fleischtage (d. i. an einem der drei Wochentage, an denen das Gefinde früher alter Gewohnheit gemäß Fleisch erhielt, Sonntag, Dienstag und Donnerstag) geschehen, wenn sie reichlich Milch geben sollen; geschieht der Austrieb an einem Fleischtage, so setzen die Tiere nur Fleisch an. Jede Kuh erhält bei dieser Gelegenheit ein Kreuz mit Teer über die Stirn gestrichen; dann stoßen sie sich nachher auf der Weide nicht. Beim Verlassen des Stalles müssen die Kühe über eine vor die Stalltür gelegte Forke oder über eine Art hinwegschreiten. Auf Wittow gab man den Kühen früher vor dem ersten Austrieb einen Salzhering, in Teer getaucht, zu fressen; dadurch sollten sie vor der Pogg (einer Krankheit der Kühe, bei der der Leib unnatürlich aufgetrieben ist) bewahrt bleiben. Wenn eine Schwalbe einer Kuh unter dem Leibe durchfliegt, gibt sie rote Milch.

Wenn ein Hund seinen Namen vom Wasser erhält, wie Wassermann, Seemann oder Strom, so bleibt er von der Tollwut verschont und kann auch nicht besprochen werden. Wenn man einen Hund an sich gewöhnen will, zieht man ihm drei Haare aus und trägt diese im Stiefelabsatz mit sich; oder man stößt den Hund mit dem Hinterteil dreimal gegen den Feuerherd und setzt ihm zu fressen vor auf einem Tischtuch, von welchem man selbst gegessen hat; oder man gibt ihm ein Stück Brot, das man unter der Achselhöhle getragen hat, so daß es den Schweiß aufgesogen hat; oder man gibt ihm ein Stück Kringel, auf das man dreimal gespuckt hat. Schiffshunde wittern in der Nacht fremde Schiffe aus weiter Entfernung; ebenso merken sie es lange Zeit vorher, wenn frischer Wind aufkommen will, indem sie dem neuen Winde entgegen schnuppern. Hunde gelten ebenso wie Pferde für hellsehend. Wenn ein Hund vor einem Hause heult, in dem ein Kranker liegt, so muß der Kranke sterben.

Um Ragen an das Haus zu gewöhnen, läßt man sie dreimal in den Spiegel sehen. Dreefalürte (dreifarbig) Ragen mausen am besten.

Wenn die Göffel eben aus dem Ei getrocknet sind, zieht man sie durch eine Mannshose oder durch eine „Fig“ Garn, so wie sie vom Haspel kommt; dann gedeihen sie gut. Noch wirksamer ist es, die Göffel zu räuchern; man nimmt schwarzen Däg (eine Mischung von Teufelsbrett [asa foetida], Ziperillenbork [?] und schwarzen Räm [Rümmel semen Nigellae]), schüttet diesen auf glühende Kohlen und tut die Göffel in ein Sieb; das Sieb wird mit einem Tuch zugedeckt und über die Räuchermaße gehalten; die Räucherung hilft gegen den bösen Blick. Nach Wessels Schilderung des kath. Gottesdienstes in Stralsund S. 17 ließ man im Anfang des 16. Jahrhunderts am Tage Mariä Krautweihung zahlreiche Kräuter in der Kirche weihen, um sie nachher „tho sundriger löverhe undt tho smökende (d. i. räuchern) vehe undt minschen“ zu verwenden.

Wenn die Göffel zuerst aus einem Pferdeschädel zu trinken bekommen, beißt der Fuchs sie nicht, denn er sieht sie für Pferde an; oder man gibt ihnen aus einem Fuchschädel zu trinken, dann hält der Fuchs sie für seinesgleichen und läßt sie ungeschoren. Um den Habicht von den Göffeln zu verschrecken, singen die kleinen Hütemädchen:

Schewih, Schewih, du olle Wih,

Din Kind dat liggt up'n Mählenbarg

Mit säben Schäpel Gasten,

Dat Herze sall di basten,

Dat Blot dat sall di runn'

In vieruntwintig Stunn'!

Wenn der Hahn sieben Jahre alt ist, legt er ein Ei, und wenn dieses ausgebrütet wird, entsteht daraus ein Untier (ein Basilisk) oder nach anderen ein Puf. Vor etwa 80 Jahren hat sich ein Mann aus Sehlen in eine Erdhöhle, die in der Garzer Heide lag, zurückgezogen, um hier aus einem Sparei einen Puf auszubrüten.

Wenn ein Haustier geschlachtet wird, so muß man darauf achten, daß Kinder, die dem Abschachten zuschauen, das Tier nicht bedauern, sonst kann dieses nicht sterben.

Doch genug von den Haustieren. Den Uebergang zu den in Freiheit lebenden Tieren möge der Storch vermitteln, der noch ein halbes Haustier ist. Wenn der Storch bei seiner Rückkehr im Frühling weißes Gefieder hat, so gibt es einen trockenen Sommer; sieht sein Gefieder schmutzig aus, so gibt es einen kladdrigen (nassen) Sommer. Wer im Frühling den ersten Storch fliegen sieht, wird fleißig; wer ihn sitzen sieht, faul; wer ihn klappern hört, wirft viel Geschirr entzwei. Der Storch bringt dem Hause, auf dessen Firstr er nistet, Glück und Segen, denn

Wur de Adebör buugt upt Huus,

Treckt Gottesfräden int Huus.

Wenn Störche und Kraniche im Herbst früh abziehen, gibt es einen strengen Winter.

Wenn der Schettreier (Kranich) viel schreit, wird der Wind in kurzer Zeit bleekstill (völlig still). Wenn der Häster (Ester) sich einem Gehöft nähert, gibt es Unwetter, oder es kommen Gäste. Wenn man im Frühling den Kuckuck zum ersten Male rufen hört, fragt man ihn:

Kuckuck in 'n Häwen,

Wur lang sall ick lewen?

dem Plaze: Dieser wurde dann in derselben Weise gebildet, wie der an erster Stelle besprochene Ziegenbock, nur daß an Stelle des Ziegenkopfes ein Pferdekopf genommen wurde.

Wie es scheint, war der Umzug des Ziegenbocks schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts außer Übung, doch lebten damals noch viele Personen, die sich des Brauches aus ihrer Jugendzeit erinnerten. Am bekanntesten scheint der Brauch im Südwesten der Hauptinsel gewesen zu sein.

Am Silvesterabend wird die Zukunft durch Pantoffelwerfen, Bleigießen, Richtorakel, Kartenlegen erkundet. Wenn ein Mädchen in der Neujahrnacht unbekleidet dreimal ums Haus geht, so begegnet ihr ein Mann, der gerade so aussieht wie ihr zukünftiger Gatte. Wer ein Erbkissen unnimmt und zwischen den Beinen hindurch in den offenen Backofen schaut, kann sehen, was das neue Jahr bringt.

Auf Wittow befragte man früher am Silvesterabend das Schweineorakel: die Mädchen klopfen einzeln an die Schweinestalltür; antwortete darauf ein altes Schwein, so war der Betreffenden ein alter Mann beschieden; antwortete ein junges Schwein, so bekam sie einen jungen Mann. Die Obstbäume werden in der Silvesternacht mit Strohseilen umwunden, darnach sollen sie im nächsten Jahre gut tragen. Ganz allgemein hält man es für nötig, daß zu Neujahr gebacken wird; dann hat man das ganze folgende Jahr Vorrat. Als besonderes Neujahrsg Gebäck werden auf Rügen die sogenannten Tollatschen (Kuchen, die mit Apfelmus, Pflaumen, Rosinen gefüllt sind) gebacken. (Pom. Vöke. II 126 f.). Eine scherzhafte Erklärung des Wortes Tollatsch gibt das folgende lateinische Distichon:

Dicitur a tollo Tollatsh, Rugiana placenta;
Rusticus, hanc tollens, tollit ab ore famen.

Die Sitte des „Herdabackens“ am Silvesterabend ist sicher sehr alt; für unsere Gegenden ist sie schon bezeugt durch Franz Wessels Schilderung des kath. Gottesdienstes in Stralsund S. 4: Up nyejars avendt booken alle minschen dat nyejhar, dat de meiste deell de gantze nacht aver dartho gefretenn, geswolgenn undt so mit frewden dull unde vull int nye jhar gegahn. De nyejars-asche bewardt de bure und besichtede dadt vehe darmede. Dadt nyejar, dadt se backeden, dadt wart thom dele vorwaret, beth de meyer (Mäher) meyen wolden; so ethen se darvan, meneden, so konden sich denne nen (fein) vordrot dhon. Und der stralsundische Bürgermeister Gengkow berichtet am 1. Januar 1562: Upn Abend dessulven Dages heb ick de Minen togaste gehat und dat Nie Jar mit en gebacken. Früher pflegte man die Neujahrskuchen am 1. Januar den Kirchenbesuchern in die Tasche zu stecken, damit der Segen darüber gesprochen würde; das so geweihte Gebäck wurde das ganze Jahr hindurch aufbewahrt und am nächsten Neujahrstage den Kühen und Pferden gegeben, die dadurch ein besonderes Gedeihen hatten. Auch den Obstbäumen pflegt man ein Stück von dem Neujahrsg Gebäck mitzuteilen. Für sehr ersprießlich wird es in Dorf und Stadt gehalten, „das alte Jahr abzuschließen“, d. h. am Silvesterabend drei Schüsse auf dem Gehöft abzuschließen. Der eigentliche Sinn dieses Brauches ist der, daß man die bösen Geister, die gerade in den letzten Stunden des alten Jahres mit Vorliebe umgehen, durch die Schüsse von Haus und Hof, von Flur und Feld zu verjagen hofft. Kühe und Pferde können in der

Silvesternacht sprechen und verkünden dann oft zukünftige Dinge, wie den Tod des Hausherrn u. ähnl.

Zu diesen mehr oder weniger allgemein gültigen Silvesterbräuchen kommen noch einige besondere Gebräuche, die örtlich beschränkt sind oder waren.

In der Stadt Bergen sammeln seit alter Zeit die Nachtwächter am Silvesterabend ein Geldgeschenk für sich ein; dasselbe tun die Schornsteinfegergesellen am Neujahrstage.

Ein anderer alter Brauch, der aber schon seit 60—70 Jahren außer Übung gekommen ist, ist der Umzug der „Stirncker“ auf der Halbinsel Jasmund. Es waren 2 oder 3 (auch 5) Männer, die hatten weiße Hemden an und weiße Hüte auf; ihre Ärmel waren mit buntem Band verziert. Einer von ihnen hielt einen großen Stern aus Papier, der 2—3 Fuß im Durchmesser maß. Der Stern steckte an einem Stock, auf dessen Spitze ein Licht befestigt war. So zogen sie von Dorf zu Dorf, und in den einzelnen Dörfern von Haus zu Haus und sammelten allerlei Gaben ein. Dabei kam eine längere Dichtung zum Vortrag, die teils recitiert, teils gesungen wurde.

Der Eingang des Liedes, der gesprochen wurde, lautete:

Wir kommen in das Haus getreten
Und haben uns keine Erlaubnis gebeten,
Ein Liedchen auch zu singen,
Ein Liedchen auch zu singen,
Es ist wohl geschmückt und wohl gewicht (d. i. geweiht) und wohl geschmeed't (geschmiedet).

Darnach wurde gesungen:

Wir kommen hier ohn' allen Spott.
Einen guten Neujahr geb' uns Gott!
Einen guten Neujahr und fröhliche Zeit,
Die uns unser Herr Christus hat bereit't.

Nach Beendigung des Gesanges wurde zwischen zweien der Stirncker der folgende Dialog gehalten:

Herodes: Hans, bist du nicht mein getreuester Knecht?

Knecht: Was befehlen die Königlichen Majestäten?

Herodes: Geh zu diesem Zimmer 'nein,

Wo zwei, drei Knaben sein,

Die zwei, drei Jahr alt sein.

So ich höre, daß du wirst einen davon verschonen,

Will ich dich durch mein Schwert belohnen.

So ich aber höre, du wirst keinen verschonen,

So will ich dich zum reichen Herrn machen;

Du sollst die ganze Welt anlachen.

Darnach wurde wieder gesungen:

Wir wünschen dem Herrn eine fröhliche Zeit,

So uns unser Herr Christus hat bereit't.

Wir wünschen dem Herrn Gesundheit dabei;

Das soll mei'm Herz eine Freude sein!

Wir wünschen der Frau eine vergoldete Kron',

Aufs künftige Neujahr einen gesunden Sohn.

Wir wünschen ihr auch die Gesundheit dabei;

Das soll mei'm Herz eine Freude sein!

Wir wünschen dem Herrn einen vergoldeten Tisch,
Auf allen vier Ecken einen gebratenen Hirsch,
Und in der Mitte eine Kanne voll Wein.
Wir wünschen etc.

Wir wünschen dem Sohn ein gesatteltes Pferd,
Zwei gelad'ne Pistolen, ein blankes Schwert.
Wir wünschen etc.

Wir wünschen der Mamsell (Tochter) einen vergoldeten Wagen,
Damit soll sie zum Bräutigam jagen!
Wir wünschen etc.

Wir wünschen der Ausgeberin 'ne kupfere Pfann',
Aufs künftige Jahr einen krummbuckligen Mann.
Wir wünschen etc.

Wir wünschen der Mamsell einen vergoldeten Ring,
Aufs künftige Neue Jahr ein Jungfernkind.
Wir wünschen etc.

Wir wünschen der Großmutter einen vergoldeten Stuhl,
Damit sie kann zum Himmel 'nein ruhn.
Wir wünschen etc.

Wir wünschen dem Knecht eine verguldete Axt,
Aufs künftige Jahr eine rätsche (?) Hex.
Wir wünschen etc.

Nach dem Vortrage dieser für jeden Hausbewohner spezialisierten Wünsche erhielten die Stirnkicker ein Geschenk (an Geld oder Lebensmitteln), und dann sangen sie zum Schluß:

Sie haben uns eine Verehrung gegeben;
Der liebe Gott laß Sie in Freude leben!
Das ganze Jahr wohl ein und aus!
Das Unglück fahr zum Schornstein hinaus!
(Der Stern wird umhergedreht)

Ach Sternlein, ach Sternlein, bleib stille bestehn!
Wir müssen heut abend noch weiter gehn.

Dieser Brauch liegt mir in mehreren Fassungen aus Sagard, Glowe, Spyster von den Jahren 1861—1864 vor. In einer dieser Fassungen lautet der Dialog so:

Herodes: König Herodes werd' ich genannt,
Ich bin der König aus Morgenland.
Wo ist denn mein getreuester Fährnich?

Fährnich: Was befehlen Ew. kgl. Majestäten?

Herodes: Geh nach der Stadt hinein
Und töte mir alle die Kindelein
Die unter ein und zwei Jahr alt sein! usw. usw.

Es finden sich auch sonst noch manche Varianten. Doch sind diese nicht von Belang. Auch auf Mönchgut und in der Putbusser Gegend scheint der Umgang der Stirnkicker ehemals, wenn auch vielleicht in noch früherer Zeit, gebräuchlich gewesen zu sein. Fragen wir nun nach Ursprung und Alter dieses Brauches, so gibt uns der Inhalt der Dichtung eine ziemlich deutliche Antwort. Aus dem Dialog, den Herodes und der Fährnich miteinander halten, ergibt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß der Brauch kirchlichen Ursprungs

ist und sich noch aus katholischer Zeit bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts herübergerettet hat. Dazu paßt auch der am Stoc befestigte Stern, der als der Stern von Bethlehem aufzufassen ist. Möglicherweise hat der Umzug ursprünglich am 6. Januar, dem Tage der Heiligen Drei Könige, stattgefunden und ist dann erst im Laufe der Zeit auf den Silvesterfesttag verschoben worden.

Zu Fastnacht pflegten in alter Zeit in der Stadt Bergen die Schuhmachergesellen einen Umzug zu halten. Einer von ihnen hatte seinen Leib mit Erbsstroh umwickelt und stellte einen Tanzbären dar. Ein zweiter, gleichfalls verummmt, trug in der Hand einen dicken Knüppel und führte den Bären an einer Kette oder einem Strick, der diesem um den Hals gelegt war. Eine dritte Person war als Frau verkleidet: sie trug einen Deckelkorb am Arm und ging in den Häusern herum, um sich Gaben an Lebensmitteln, wie Wurst, Speck, Eier, einzufordern. Bisweilen war noch eine vierte gleichfalls verummmt Person dabei, die durch Peitschenkralen, Trommeln oder Pfeifen die Aufmerksamkeit der Einwohner auf den kommenden Aufzug hinzulenken suchte. Beim Erscheinen des Umzuges traten die Bewohner der Häuser vor die Tür und ergöhten sich an dem lärmenden Schauspiel, das die Verummmten und das nie fehlende Gefolge der Jugend ausführten. Die Knaben suchten sich möglichst dem Bären zu nähern und diesem den Schwanz auszureißen, was der Bär und der Bärenführer zu hindern suchten.

Allgemein gebräuchlich ist noch jetzt das Umgehen der Kinder als Fastnachtsbitter.

Knaben und Mädchen gehen, nachdem sie ein mit bunten Papiersternen verziertes Hemde angelegt haben, als „Fastnachtsbitter“ von Haus zu Haus; in der Hand tragen sie eine reichgeputzte Tannennute, an deren Spitze eine Fahne aus Knistergold befestigt ist; das ist die „Fastelabendrod“, die ursprünglich „tom Stüüpen“ (Stäupen) bestimmt gewesen ist. Die Kinder beten einen Fastnachtspruch, wie etwa den folgenden:

Fastelawend, Fastelawend!
Vör disse Dör
Steht de blanke König vör
Mit sinen blanken Kranz.
Disse Däl is holl und boll,
Fief Stieg' Eier sünd dor woll;
Zwee Stieg' in mine Kiep —
Jä bün arm, un Se sünd rief.
Baben in'n Wiem'
Hängt de lange Mettwust;
Fruu, schnieden Se god ruum,
Schnieden Se sich nich in'n Duum';
Schnieden Se de längste af,
Laten Se de fört'ste hängen!
Wenn de Mann to Huus kümmt,
Seggen Se: de Ratt het't dan!
De Ratt is bidragen,
De Mann is bilagen,
Speck un Mettwust sünd in mine Kiep rinflagen.

Nach dem Herbeten des Spruches erhalten die Fastnachtsbitter einen „Heckwecken“ d. i. Heißwecken, das eigentliche Fastnachtsgebäck, oder ein Stück Wurst, Speck, Eier oder eine kleine Geldmünze (Pom. Vbde. I 76 ff, 87 VII 91).

Zu Ostern werden sowohl von den Bäckern, als auch in vielen Familien sogenannte Osterwölfe gebacken. Darunter versteht man ein länglich rundes Feingebäck, das durch zwei aufgelegte Querstreifen und eingedrückte Löcher die Nachbildung eines Wolfes (?) sein soll. In alter Zeit wurden, wie es scheint, solche „Wölfe“ auch schon zu Neujahr gebacken; sie werden „Neujahrswölfe“ genannt sein (der stralsundische Bürgermeister Genskow berichtet in seinem Tagebuch 31. Dezember 1559: die beiden Mühlenmeister senden mir das Neujahrsmehl, jeber 1/2 Scheffel, und der Losbäcker Matz sendet mir „einen groten Wolff tom nien Jar“. Ähnlich am 31. Dezember 1562: Die Bäckerfrau Wakemann sendet mir „3 Wolwe thom nien Jar“).

Wie die Festtage und Festzeiten, so spielen auch des Lebens Anfang und Ende, Geburt und Tod, und vor allem die den Höhepunkt des Lebens darstellende Verheiratung eine wichtige Rolle in Sitte und Brauch. Da es nicht möglich ist, auf die zahlreich vorhandenen Volksbräuche bei Geburt, Hochzeit und Tod hier auch nur in gedrängter Übersicht einzugehen, so verweise ich auf meine hierher gehörigen Abhandlungen: Das Kind im Glauben und Brauch der Pommern, Urquell V, 179 ff. — VI 173. Hochzeitsaberglaube und Gebräuche aus Pommern, Pom. Vbde. II 81 ff. Ein Kapitel aus dem Volksglauben und Volksbrauch in Pommern, Festschrift für Lemcke, Stettin 1898, 221—245. Von den Verlobungs- und Hochzeitsitten möchte ich jedoch einige ältere, jetzt der Vergessenheit anheimgefallene Bräuche hervorheben, da sich dieselben durch besondere Originalität auszeichnen.

Auf der Insel Ummanz, die im Jahre 1341 in den Besitz der Stadt Stralsund gelangte, war es in alter Zeit, als noch die eingeborenen Bauerngeschlechter daselbst lebten, Brauch, daß die Väter ihre Söhne und Töchter, wenn diese noch im Kindesalter standen, mit einander versprachen. Waren die Kinder dann erwachsen und sollte die Verabredung wahr gemacht werden, so mußten die jungen Leute Prow sitzen, d. i. sie wurden an einem Abende allein in eine Stube oder ein Gemach getan und mußten dort eine Zeitlang allein bleiben. Erst wenn das Probefitzen einen guten Verlauf genommen hatte, konnte die Hochzeit stattfinden.

Unter den zum Teil sehr altertümlichen Hochzeitsgebräuchen auf Mönchgut befand sich ehemals auch das sogenannte Witwenrecht der Mönchguterin. Wenn eine verwitwete Mönchguterin sich wieder verheiraten wollte, so war es ihr gestattet, bei drei Junggesellen hintereinander anzufragen. Die Anfrage geschah, indem sie nachts 12 Uhr zu einem schickte; erhielt sie eine Absage, so mochte sie in einer zweiten Nacht zu einem zweiten und, wenn auch dieser sich nicht geneigt zeigte, in der dritten Nacht zu einem dritten senden. Erhielt sie auch von dem dritten die Einwilligung nicht, so durfte sie keine weiteren Anträge stellen.

Von den alten Hochzeitsgebräuchen der Jasmunder und Wittower, die bis vor 100 Jahren mit großer Treue bewahrt worden waren, erwähne ich die Überreichung des Brautfasses. „Dat Bruutfatt“ hatte die Form einer Krone oder — besonders wenn der junge Chemann ein Seefahrer war — eines Schiffes. Es war aus Tonnenreifen, steifem Papier und Blumenquirlen hergestellt und mit Äpfeln, Nüssen, Rosinen und dergl. gefüllt.

Die Herstellung des Brautfasses war Sache der Freundinnen der Braut. Zuweilen wurden auch zwei Hochzeitschiffe gebracht, eins für die Braut und eins für den Bräutigam; in jenem war dann eine Wiege und in diesem ein Schwan mit einem Kinde angebracht, und es standen auf jedem Schiffe so viel Wachslichter, als jeder der Brautleute Jahre zählte. Die Überreichung des Hochzeitschiffes erfolgte während des Hochzeitmahles durch den Brautdiener, der einen langen Spruch dazu hersagen mußte:

Guten Abend, Jungfer Braut,
Ihr hoch geehrten,
Ihr hübsch gezierten,
Allerseits gute Freund' und gebet'ne Gäst'!
Schaut mal eins an, welch wunderbares Schiff,
Das die Jungfern Brautmädchen der Jungfer Braut schenken
Zum Angedenken!
Es grünet und blühet,
Ist lieblich und schön
Anzusehn.
Wir hoffen, über's Jahr von unsrer Jungfer Braut die Frucht zu sehn.
Die Äpfel und die Nüsse, die seind fein,
Die seind gepflücket von den Bäum',
Die können sich kochen zu Maus.
Was wünsche ich unsrer Jungfer Braut voraus?
Ein schönes Haus,
Von Silber eine Tür,
Von Gold einen Riegel,
Von Demant einen Spiegel usw.

Baier, aus dessen Nachlaß die vorstehende Schilderung stammt, vermutet, daß das Brautfass als Symbol der Fruchtbarkeit aufzufassen sei. Die Vermutung wird dadurch bestätigt, daß nach Grünble II 86 an dem Brautfass gelegentlich auch ein Ei, ein Huhn und ein kleines Ehebett angebracht waren; diese Attribute weisen mit aller Bestimmtheit auf den ursprünglichen Zweck der Hochzeitsgabe hin.

Allgemein gebräuchlich war es bis vor etwa hundert Jahren, daß während des Hochzeitmahles sogenannte Leberreime aufgesagt wurden, und zwar wurden sie, wie es scheint, nicht nur von den männlichen, sondern auch von den weiblichen Hochzeitsgästen aufgesagt. Manche dieser alten Reimerlein haben sich bis zur Gegenwart in der Erinnerung lebendig erhalten. Aus der mir vorliegenden Sammlung von 35 Leberreimen teile ich einige zur Probe mit.

1. De Lewer is von eenen Hätt
Un nich von eener Otter.
Ich wollte wünschen,
Daß alle Berge wären Botter
Und alle Gründe Grütt'.
Käm dann ein warmer Sonnenschein
Und lief dann alle Butter in die Grütt' hinein,
Was würde das für ein delikates Essen sein!
2. De Lewer is von' Hätt un von keene Wachtel.
Ich leg' mein Herz in eine vergüldete Schachtel;

Ich schraube sie auf und schraube sie nieder,
Und wer mich liebt, den liebe ich wieder;
Und den ich nicht kann und vermag,
Den laß ich schrauben Tag und Nacht.

3. De Leyer is von' Hält un nich von' Stör.
De . . . dörper Mätens sünd all vör de Hunsdör:
Mit den Augen tun sie winken,
Mit den Herzen tun sie schrinken (?),
Mit den Füßen schirrscharren
Und haben manchen jungen Cavalier zum Narren.
4. De Leyer is von' Hält
Un nich von' Knüttelstücken;
Un wenn se man'n Mann hebbben,
Möten se em de Büchsen flicken.
5. De Leyer is kowlaw (würbe und milde),
Ich stäk se in mine Kowlaw (Mund).

Unter den Handwerkern, die hauptsächlich in den beiden Städten Bergen und Garz, in den größeren Badeorten und in den Flecken Wiek, Sagard und Gingst zu finden sind, existieren keine Bräuche, die sich sonderlich von denen in anderen Gegenden unterscheiden. Diejenigen Handwerker, die sich zu besonderen Innungen oder Gilden zusammengeschlossen haben, versammelten sich ehemals viermal im Jahre, neuerdings kommen sie nur zweimal oder gar nur einmal zusammen; diese Versammlungen heißen nach wie vor „Quartale“. Die ältesten Innungen auf Rügen sind die Innungen der Schuhmacher und Schneider in Garz, die im Jahre 1353 vom Bürgermeister und Rat bestätigt wurden (Garzer Stadtbuch Nr. 6), die Schuhmachergilde in Bergen, deren vom Jahre 1355 datierte Gründungsurkunde noch erhalten ist, und die Innung der Kürschner und Pelzer in Bergen, die 1384 gestiftet wurde. In Bergen gab es auch seit alter Zeit Herbergen für die verschiedensten Gewerke; die meisten derselben befanden sich zwischen 1850—1870 im Gasthause von Klüwert, genannt „Trittenklüwert“, weil sich neben seinem Hause die zur Kalandstraße herabführende Steintreppe befand. An diesem Hause waren damals 8—10 aus Eisenblech hergestellte Wirtshauschilder angebracht, die die Embleme der Schuhmacher, Bäcker, Tischler, Schmiede, Müller u. a. zeigten. Neuerdings hat sich der Verkehr der Handwerksgehilfen nach dem Gasthose von Knaak in der Königstraße gewendet, und an diesem Hause erblickt man noch jetzt das Wirtshauschild der Müller.

Manche Handwerker pflegen ihren Gesellen und Lehrlingen im Herbst, wenn die Verkürzung des Tageslichtes die Arbeit bei Lampenlicht notwendig macht, eine Festlichkeit zu veranstalten, die das Lichtbrateneffen genannt wird. Die Leute werden abends mit Braten und Punsch, Kuchen und Tabak bewirtet, und vom darauffolgenden Tage an beginnt dann die Lichtarbeit (Vom. Bde. III 165).

In Bergen, Garz, Putbus, Sagard, Wiek a. W. und Gingst haben sich die Bürger zu Schützenvereinen zusammengeschlossen, und diese halten jährlich in der zweiten Hälfte des Mai oder in der ersten Hälfte des Juni ein Schützenfest ab, das sich jedesmal zu einem mehrtägigen Volksfeste aus-

gestaltet. In Bergen gab es bereits im Reformationszeitalter eine Schützengilde, „der Schütting“ genannt, der im Jahre 1613 bei Verleihung der städtischen Gerechtsame an den bisherigen Flecken Bergen bestätigt wurde. Diese ältere Schützengilde ging dann aber infolge des Dreißigjährigen Krieges ein: die jetzige Gilde wurde im 18. Jahrhundert neu gegründet. Einige Satzungen und Gewohnheiten des alten Schüttings hat von Normann in dem um 1540 abgefaßten Wendisch-Rügianischen Landgebrauch (tit. 264 ed. Gadebusch) aufbewahrt. Daß die Mitglieder des Schüttings im 16. und 17. Jahrhundert nicht nach der Scheibe, sondern nach einem Vogel schossen, zeigt die Vogelstange auf dem ältesten Stadtbild von Bergen, das uns auf der Lubinschen Karte vom Jahre 1618 erhalten ist.

Unter der Fischerbevölkerung Rügens sind hier und da einige besondere Gewohnheiten vorhanden. Da die Ausübung der Fischerei die Zusammenarbeit mehrerer Genossen erfordert, so haben sich die Fischer fast überall zu Kompagnien oder Kommunen vereinigt, und wo mehrere solcher Gemeinschaften an einem und demselben Orte existieren, haben sie im Volksmunde oft eigentümliche Namen erhalten, die meist der Neigung zu Neckerei und Spott ihren Ursprung verdanken. In Glowe gibt es zwei Kommunen, die als die große und die kleine Kommune unterschieden werden; wenn sich die Mitglieder der beiden Vereinigungen auf dem Wasser begegnen, so rufen sie sich gegenseitig Spottnamen zu, wobei die einen als die Büffel, die andern als die Türken bezeichnet werden. In Putbus-Neuendorf und Lauterbach gibt es eine ganze Anzahl von Kompagnien: de Roden, de Buntten, de Adebors, de Schofters, de Schmieders, de Gurrren, de Krabbeltie, de Pötters, de Näsien, de Nagemänner. Die Pötters heißen so, weil sie ihre Neusen an einer Stelle haben, die „de Pott“ heißt; die Näsien heißen so, weil sie oben auf die Neusenpfähle eiserne Nasen gesetzt haben, damit die Pfähle beim Einschlagen nicht plägen.

Auf der Insel Hiddensee gibt es in Bitte de Knechts, de Lütten, de Niegen, de Murder, de Ströpers und in den Süderdörfern de Bickers, de Gräunlings, de Hogendünschen, de Lütten, de Peiterbargischen, de Potthüll, de Standfischer.

In dem Badeort Röhme wurde vor 20—30 Jahren alljährlich ein mit großem Aufwand inszeniertes sogenanntes Fischerfest gefeiert. Den Mittelpunkt desselben bildete ein Wagen mit der Göttin Hertha. Dieses Fest hatte keinen volkstümlichen Ursprung; es ist vielmehr von den Badegästen erdacht und veranstaltet worden.

Echt volkstümlich sind dagegen die sogenannten Tonnenfeste, die in verschiedenen Ortshäfen der Insel, wie Ummanz, Gingst-Barbelwig, Seedorf, Breege (hier 1911 zum ersten Male) alljährlich gefeiert werden. Das Fest hat seinen Namen erhalten von einer Tonne, die an einem Galgen oder passenden Baume befestigt ist und dann von den unter ihr fortreitenden Bauernburschen durch Keulenschläge zertrümmert wird. Wer das letzte Stück von den Stäben, bezw. von dem Boden der Tonne herunterschlägt, ist Tonnenkönig. In Gingst tragen die Reiter weiße Blusen, auf Ummanz tragen sie schwarzweiße Fockemützen und blauweiße Schärpen. Auf das schaulustige Publikum übt das Tonnenfest in der Regel eine große Anziehungskraft aus, selbst wenn der Festplatz in größerer Entfernung vom Heimorte liegt. Das Tonnenabschlagen ist auch in Neuvorpommern und Mecklenburg bekannt.

Der einzige Industriezweig, der auf Rügen in größerem Umfange be-

trieben wird, ist die Kreideschlemmerei; doch haben die in den Schlemmereien tätigen Arbeiter keine besonderen Gebräuche angenommen. Die von dem Präpositus Picht im Jahre 1779 in Gingst eingerichtete Leinen- und Damastweberei ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder eingegangen.

Der bei weitem größte Teil der Einwohnerschaft Mügens steht zum Ackerbau und zur Landwirtschaft in innigster Beziehung; im Leben des Landmannes aber bildet die Ausfuhr (die Erntezeit) den wichtigsten Abschnitt des Jahres; daher ist es verständlich, daß auch die während der Erntezeit entfaltete Tätigkeit des Landmannes von einem dichten Kranz mannigfachster Sitten und Gebräuche umrankt ist. Einige derselben seien hier in Kürze mitgeteilt, doch ist es leicht möglich, daß der eine oder andere dieser Bräuche zur Zeit nicht mehr in Übung ist.

Wer beim Mähen den letzten Haub abmählt, heißt „der Wolf“ und wird von den übrigen Mähern mit diesem Namen geneckt; wenn er auf den Hof zurückkehrt, beißt er der Hausfrau oder der Wirtschaftlerin in den Arm und erhält dafür ein besonderes Stück Fleisch (oder zwei Stücke Fleisch, wenn es gerade Fleischtag ist). Auf anderen Gütern heißt derjenige, der in der Roggenernte die letzte Garbe zubindet, „der Wolf“, und die letzte Garbe heißt „der Roggenwolf“; der Wolf bekommt von der Wirtschaftlerin ein besonders großes Stück Fleisch, „weil der Wolf sehr bissig ist.“

Wenn alles Getreide auf den Feldern abgemäht ist, kommen die Mäher unter Anführung des Vormähers, auf den Sensenstielen reitend, auf den Gutshof und stellen sich in einer Reihe vor dem Gutshause auf. Wenn dann die Gutsherrschaft herausgetreten ist, hält der Vormäher eine gereimte Ansprache, in der es u. a. heißt:

Wir seind nach die Würten reingegangen,
Als eine Rose seind wir weggegangen,
Als ein verwelkter Dornstrauch seind wir zurückgekommen.
Da haben wir gemäht Roggen, Weizen, Hafer, Erbsen und Wicken.
Nun sind wir das Feld die kreuz und quer durchgegangen,
Nur konnten wir nichts mehr finden u. s. w.

Alsdann stellt jeder einzelne Mäher seine Sense vor sich hin und streicht das Blatt der Sense mit dem Streichbrett, und der Vormäher spricht:

Diesen Strich haben wir für den Hausherrn gemacht,
Daß er uns hat mit Bier und Branntwein gut versehen.

In derselben Weise werden nacheinander die Hausfrau, der Wirtschaftler, die Wirtschaftlerin, der Schäfermeister, der Kuhhirte, die Mäher, die Fuderleger, die Köchin und zuletzt das „Hüffelgeschmüffel“ (d. i. alles, was sonst noch nebenher läuft) mit einem „Strich“ und einem Dankeswort bedacht. Der Vormäher bittet dann um einen Schnaps für sich und seine Genossen, oder wenn er den nicht haben sollte, um den Schlüssel zum Kohlgarten. Der Herr erwidert: den Schlüssel zum Kohlgarten gebe er nicht heraus, und den Kohl lasse er sich nicht abmähen, denn alsdann hätten sie im Winter nichts zu leben; lieber wolle er ihnen den Schnaps geben.

Darauf werden Schnaps und Bier verteilt, und es folgt ein Tanz, an dem sich Herrschaft und Arbeiterschaft beteiligen. Das von dem Gutsherrn gespendete Bier heißt das Strikelbier; mit demselben Namen bezeichnet man aber auch die ganze Festlichkeit. Es ist eine Vorfeier des eigentlichen Erntefestes.

Wenn die Binderinnen das erste Korn auf dem Felde gebunden haben, kommt die Vorbinderin nach Feierabend zum Gutshause, um die Herrschaft zu „binden“. Während sie einen Strauß Kornhalme, die zu einem kleinen Kranze zusammengelochten sind, dem Herrn um den Arm schlingt, spricht sie:

Hier konim' ich hergeschritten,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, wär' ich geritten.
Ich habe mich kurz und gut bedacht
Hab' mir ein Kränzlein und Bändlein mitgebracht,
Denn wull ich den Herrn wol binn'
Mit lieblichen Ding'n,
Mit lieblichen Sachen;
Viele Komplimente versteh' ich nicht zu machen.

Darnach wird die Hausfrau und dann jedes einzelne Mitglied der Familie „gebunden“, wobei jedesmal ein neuer Kranz zur Verwendung kommt. Jeder, der gebunden wird, gibt der Vorbinderin ein Geldgeschenk, das später zur Ausschmückung der Erntekrone verwendet wird.

Auch Fremde, die zufällig an dem Felde vorbeigehen, auf welchem die Binderinnen tätig sind, werden „gebunden“, etwa mit folgendem Spruch:

He het sich de Driestigkeit nahmen,
N bäten bi uns up de Stoppel to kamen;
Ich ward mi de Erlaubnis nehmen,
Em'n bäten to binn'.

Der Gebundene zahlt für die ihm widerfahrne Ehre ein Trinkgeld. Das Binden der fremden Leute wird während der ganzen Ernte fortgesetzt, und die Vorbinderin hat dadurch zuweilen eine gute Nebeneinnahme, doch pflegt sie dieselbe mit den übrigen Arbeiterinnen zu teilen, worüber vorher bestimmte Abmachungen getroffen sind.

Gegen Fremde, die gegen die Erntearbeiter nicht höflich genug waren, wandte man früher das sogenannte Ausgoosen an. Die Arbeiter fehrten dann die Sensen um, hängten ihre Hüte oder Mützen auf den Sensenstiel und erhoben laute, einförmige, dissonierende Töne. Damit fuhren sie so lange fort, bis der Unartige vorüber war. Die übliche Anrede an die Feldarbeiter lautet: „Guden Dag! Gott help!“ worauf die Arbeiter mit „Schön Dank!“ antworten.

Während das Strikelbier nach dem Abmähen des letzten Kornes gefeiert wurde, pflegte früher auf einigen Gütern auch der Tag gefeiert zu werden, an dem das letzte Korn gebunden und aufgehockt wurde. Das nannte man de Binnelklaatich oder Binnelgrütt. Das Hauptgericht an diesem Fest war dicker Reis, in Milch gekocht (früher offenbar Grüge). Getanzt wurde auf diesem Feste nicht.

Wer beim Einfahren des Getreides mit einem vollen Fuder umwirft, der muß, wie man spottend sagt, später auf „der Drnklaatich mit de Ausledder (Erntewagenleiter) tanzen“; ihm steht nach altem Brauche der erste Tanz „mit de Grotdirn“ (der Vorarbeiterin) zu; für jedes umgeworfene Fuder muß er aber zur Sühne einen Liter Schnaps an die übrigen Knechte geben.

Das sind aber alles erst die Vorfreuden; das Hauptfest, welches den Abschluß der arbeitsreichen Erntezeit bildet, ist de Drnklaatich (Ähren- [hier joviell wie Ernte-Kollation]). Sie wird in der zweiten Hälfte des Monats

Oktober, zuweilen sogar erst im November gefeiert — mit Rücksicht auf den am 27. Oktober auf Rügen stattfindenden Dienstitutenwechsel.

Das Erntefest beginnt mit der Überreichung der Erntekrone an den Gutsherrn. Die Erntekrone wird mit Buchsbaum, Tannenreisern, Blumen, ferner mit Ährenbüscheln von jeder einzelnen Kornart, Äpfeln, Birnen, Nüssen und zwei Puppen geschmückt und gewöhnlich oben auf der zuletzt errichteten Kornmiete angebracht. Von hier wird die Krone am Tage des Erntefestes heruntergeholt und in feierlichem Zuge zum Gutshofe getragen, wo die Vorbinderin sie mit einem langen Spruch dem Herrn übergibt. Aus dem Spruch eine kleine Probe:

Wi hebben bunn' up de Barg un in de Grün',

Wi hebben inführt, dat dat Sand het stödw.

Unse Herr het updrägen laten,

Dat de Disch sich het bödg,

Eene Tunn' Bier mit twölf Bünn',

Dormit hebben wi unsen Lust vollend't.

Und zum Schluß heißt es:

Nun haben wir noch eine Bitte an den Herrn:

Er möge erlauben, daß wir können heut' abend recht lustig sein,

Un uns verihren sinen Grotknecht,

Dormit will'n wi herümspringen linksch un rechtsch.

Wi bidden de Herrschaft of üm den Huushahn,

Dormit willen wi hüt abend truus gahn.

Nachdem die Erntekrone überreicht ist, beginnt der Tanz. Zuerst tanzen der Hausherr und die Hausfrau, indem sie die Erntekrone in der Hand halten. Darauf tanzt der Hausherr mit der Vorarbeiterin und die Hausfrau mit dem Vorarbeiter, wobei die Erntekrone von einem Tänzerpaare zum anderen weiter gereicht wird. Wenn jeder einmal mit der Krone getanzt hat, wird diese an der Decke des Hausflurs oder sonst an geeigneter Stelle befestigt und bleibt hier das ganze Jahr hindurch hängen.

Darnach wird gespeist. Es gibt in der Regel Schweinebraten mit Backpflaumen und dicken Reis. Nach dem Essen tritt der Tanz in sein Recht. Getanzt wird auf dem Lande mit großer Beweglichkeit und mit solcher Ausdauer und mit so großem Kraftaufwand, daß man füglich staunen muß. Dazu kommt, daß der Takt der Musik oft mit hellem „Zuchen“ und lautem Aufstampfen begleitet wird. Infolgedessen macht der Tanz auf den Ueingeweihten oft einen etwas wilden, ausgelassenen Eindruck. Aber diese scheinbare Wildheit ist nur ein Ausdruck der ungezügelter Freude und der völligen Hingabe an den Festesjubil. Laute Äußerung der Freude gehört aber nach der Meinung der Leute zu einer richtigen Feier der Drnklaatsch, und die Erinnerung an solch eine unter lärmendem Jubel und Trubel verlaufene Festfeier hält oft für ein Jahrzehnt und länger vor.

Die Tänze, die am liebsten getanzt werden, sind von den Rundtänzen Walzer, Polka, Kreuzpolka, Schottisch, Bummelschottisch, Galopp, Schüddelbüx, Vadder-Michel, Herr-Schmidttanz, und von den sogenannten bunten Tänzen, die gewöhnlich als zwee- oder viertourige bezeichnet werden, Schwedische Quadrille, Rosenquadrille, Fußquadrille, Riefbusch ist seih di, Schwel-schatten, Winkedanz u. a. Zu vielen dieser Tänze gibt es Tanzlieder, die zur Erhöhung der Stimmung von allen Anwesenden mitgesungen werden.

Während diese Tänze bezüglich ihres Ursprungs mehr auf die neuere Zeit hinweisen, gibt es andere, die älter sind und ihre Motive letzten Endes vielleicht aus dem Heidentum entlehnt haben. Schon Grümbe nennt II 82 als den originellsten unter den rügenschen Charaktertänzen den Schäfertanz, der in der pantomimischen Darstellung einer Schaffschur bestand. Dieser Tanz ist auf Rügen zur Zeit nicht mehr bekannt, wie es scheint. Dagegen erscheint auf den Drnklaatschen zuweilen noch der Schimmelreiter. Der Schimmel wird auf folgende Weise gebildet: Zwei Männer stellen sich mit dem Rücken gegen einander und werden durch einen um den Unterleib gelegten Strick zusammengebunden. Darauf beugen sie die Oberkörper nach vorne und nehmen zur Stütze je zwei dicke Stöcke in die Hände. Über das so gebildete Ross wird ein weißes Laten gebreitet, und ein dritter setzt sich als Reiter oben darauf. Der Reiter hat einen breitrandigen Hut auf dem Kopf, auf dem Rücken einen unförmlichen Buckel und an der Seite eine Kiepe, in der sich eine Flasche mit Wasser befindet. Nachdem der Schimmelreiter mit lautem Hallo und in möglichst eiligem Schritt auf den Tanzplatz gesprengt ist, läßt er den Schimmel vorne und hinten ausschlagen, sich in die Höhe riefen und auf die Zuschauer losgehen. Dann bekommen Ross und Reiter zu trinken, und damit das recht gründlich geschehe, sagt der Reiter: „Mein Schimmel jaust von hinten und von vorn!“ Wenn der Schimmel versorgt ist, trägt der Reiter das Lied vom „Doktor Eisenbart“ vor, und am Schluß nimmt er die Flasche aus der Kiepe, löst den Korken und bespritzt die ganze Umgebung mit seiner Medizin. Dann fährt er fort:

So wahr ich Doktor bin

Und Eisenbart tu heißen,

Soll sich mein Schimmel

In zwei Stücke reißen.

Inzwischen haben die Männer, die den Schimmel darstellen, den verbindenden Strick schon ein wenig gelockert; bei den letzten Worten lösen sie ihn ganz und lassen den Reiter zwischen sich auf die Erde gleiten.

Anderer pantomimische Tänze, die auch gelegentlich zur Aufführung gelangen, sind die Siebensprünge, Panitschenschuh, der Barbiertanz u. a. Grümbe teilt mit, daß vor hundert Jahren der Schustertanz, der Webertanz und die tourigen Tänze Kummerei, Kuhlborz, Rundohr auf den rügenschen Erntefesten beliebt waren. Ohne Zweifel verfügt die tanzlustige Jugend auf den Dörfern und Gütern über ein reichhaltigeres Repertoire an Tänzen als der Tänzer im städtischen Ballsaal.

Das ist dieselbe Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit, die, wie wir gesehen haben, auch sonst dem volkstümlichen Leben das charakteristische Gepräge verleiht. Freilich ist schon vieles von den alten Volksbräuchen im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte in Vergessenheit geraten und außer Übung gekommen, und damit ist zweifelsohne ein reicher Schatz an Heimatglück und Heimatfreude verloren gegangen. Aber vieles von den altväterischen Sitten und Bräuchen hat sich dank der insularen Abgeschlossenheit Rügens bis zur Gegenwart erhalten, und jeder Volksfreund wird wünschen, daß dieser Schatz auch weiter für fernere Generationen erhalten bleiben möge. Durch nichts wird der Heimatstimm und die Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle so genährt und gefördert, als durch treues Festhalten an dem, was die Vorfahren an Sitte und Brauch, an Gewohnheit und Eigentümlichkeit in Tracht

und Sprache und Glauben überliefert haben. — Die Hiddenseer, die sich früher in großer Zahl als Schiffer und Matrosen auf den Handelsschiffen zu verdingen pflegten, kamen in der Welt oft weit herum und blieben nicht selten jahrelang in der Fremde; trotzdem blieben sie in ihrem Herzen der alten Heimat treu und kehrten ausnahmslos up dat söte Länneken zurück, wie sie ihre Heimatinsel zu nennen pflegten. In diesem einfachen Worte äußert sich eine so innige Heimatliebe, wie sie allen Küngianern zu wünschen ist. Und wahrlich, Küngen verdient es, geliebt zu werden, zumal von denen, die das Glück haben, es ihre Heimat nennen zu dürfen.

Register.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten).

Aberglaube 39.
 Abschreiben 46.
 Adebör 24, 45.
 Akraun 39.
 Altesfähr 7 ff., 25, 47.
 Altenkamp 9, 38.
 Altenkirchen 9.
 Altensien 9.
 Alter Fritz 36, 38.
 Altkamp 9, 38.
 Alt-Reddewitz 7, 9, 17.
 Ameisen 46.
 Areal 5.
 Arkona 36, 37.
 Armenhaus 7.
 Ausgossen 57.
 Ault 56.
 Baabe 7, 9, 17, 34.
 Babendör 8.
 Bäcker 24.
 Backofen 44, 48.
 Bakenberg 31, 32.
 Bär 51.
 Barbieranz 59.
 Basilisk 45.
 Bauernhäuser 8.
 Bauopfer 42.
 Bergelase 32.
 Bergen 5f., 8, 38, 42, 49,
 51, 54 ff.
 Besprechungsformeln 46.
 Bessin 9.
 Besuch 42.
 Beihlehen 51.
 Binden 57.
 Binnellaatsch 57.
 Binz 9, 31.
 Blaufuß 37.
 Blieschow 9, 31.
 Blißschuß 42.
 Blocksberge 40.
 Blüsnier 34.
 Bluttrinken 46.
 Bobbin 8.
 B. v. Böhlen 39.
 Bonit 43.
 Böjer Blick 40, 45.
 Böttcher 24.
 Brauch 39.
 Brautdiener 53.
 Brauteiche 36.
 Brautfaß 52.
 Brautschiff 52.
 Breege 7, 9, 55.
 Breefe 12.
 Bronzezeit 33.
 Brot 43.
 Brotbacken 44.
 Bruder Lustig 37.
 Brustlag 16.
 Buter 17.
 Butow 13.
 Bullenbrett 16.
 Bummelschottisch 26, 58.
 Buskamen 33.

Butterbereitung 43.
 Cabelow 9.
 Cammin 33.
 Capelle (Gingst) 8, 36.
 Capelle (Sagard) 8, 36.
 Carnitz 35.
 Carow 9.
 Cassenwitz 39.
 Charakter 13.
 Charenza 6 ff., 33, 35.
 Crampas 9.
 Dalkwitz 9.
 Dalmer 12.
 Damastweberei 56.
 Dambel 12.
 Däumling 38.
 Devedumen 39.
 döden 19.
 Dollahn 40.
 Donau 11.
 Donnerbesen 43.
 Donnerkeil 42, 43.
 Drak 34.
 Dreschwiß 7.
 Dubberworth 32.
 Dummhaus 37.
 Dünn 22.
 Dunkelschatten 26, 58.
 Dwarfsieden 31.
 Efeu 43.
 Ehestandslid 27.

Ei 42, 45.
 Eiche 34.
 Eidechse 39.
 Einwanderung 10, 11.
 Einwohnerzahl 5, 6.
 Eisenbart 59.
 Elster 45.
 Enken 43.
 Erbsen 47.
 Eberesche 43.
 Erblaken 48.
 Erntefest 57.
 Erntekrone 42, 58.
 Erntezeit 56.
 Essen 14.
 Etamin 15.
 Eitelkrugier 10.
 Eule 42.
 Eulenspiegel 37.
 Fährinsel 9.
 Falkenberg 32.
 Fastelabend 51.
 Fastnacht 51.
 Fedrich 38.
 Fensterchweiß 46.
 Feuerherd 44.
 Feuerlöschchen 41.
 Feuerstahl 43.
 Feuerstein 43.
 Fieber 46.
 Fischer 55.
 Fischerfest 55.
 Fischer un syn Fru 37.
 Fitz Garn 45.
 Flachs 15.
 Flechten 46.
 Fledermäuse 42.
 Fleischtage 44.
 Flurnamen 20.
 Flüterhof 46.
 Foh 19.
 Franzosenzeit 36.
 Freesenort 9.
 Freetz 9.
 Freiheitskriege 36.
 Freischützen 41.
 Fru Waur 34.
 Fuchschädel 45.
 Fuddil 19, 22.
 Furrif 19, 22.
 Fußtapfenstein 35.
 Gager 7, 9.
 Galitz 12.
 Galopp 58.
 Gänse 47.
 Garlepow 9.
 Garwitz 32.
 Garz 6, 32, 38, 54.
 Garzer Burgwall 6 ff., 33, 35.

Garzer Heide 31, 45.
 Garzer See 35.
 Geburt 52.
 Einwanderung 10, 11.
 Gelbgans 46.
 Geldstück 43.
 Germanisierung 11.
 Gerste 23.
 Gertrud 23.
 Siebelschmuck 42.
 Giesendorf 9.
 Gilden 54.
 Gingst 31, 36, 41, 54 ff.
 Glenwitz 33.
 Glocken 35.
 Glowe 9, 50.
 Göb-Mischeel 28.
 Göhren 9, 17, 33.
 Goldberg 33.
 Gora 5.
 Göffel 45.
 Gotteshäuser 8.
 Grabow 13.
 Grahl 12.
 Gramitz 9, 40.
 Gramitz 20, 31, 32, 36, 38.
 Grebshagen 24.
 Grieben 9.
 Größe 5.
 Groß-Strefow 7, 9.
 Großwaddertanz 26.
 Groß-Zider 9, 33.
 Güntz 38.
 Gurwitz 38.
 Gustow 9.
 Gutsbezirke 6.
 Gutschöpfe 6, 7.
 Haardt 11, 20.
 Habicht 45.
 Hagen 9, 31.
 Häger 31.
 Hahn 42, 45.
 Halbfest 15.
 Halslöseräffel 38.
 Handwerker 54.
 Harter Mond 23.
 Häster 45.
 Hausendorf 7.
 Haus 41.
 Hausgeist 42.
 Hausgötter 43.
 Hausotter 42.
 Hauschlange 42.
 Hausprüche 41.
 Haustiere 44, 45.
 Hausweberei 17.
 Hauswurz 42.
 Heilige Drei Könige 51.
 Heißweden 52.
 Heiliger 47.

Herbergen 54.
 Herd 43, 44, 48.
 Herdabbaden 48.
 Herodes 49, 50.
 Herr Schmidt-Tanz 58.
 Hertha 29, 55.
 Herthaburg 34.
 Herthasee 34, 35.
 Heuschrecke 46.
 Herenmeister 41.
 Herenwesen 39.
 Hiddensee 9, 15, 30, 33, 39,
 55, 60.
 Hiddenseer Flichering 26.
 Hiddenseer Sprechweise 18.
 Hiddenseer Trinktied 28.
 Hilde 23, 30, 39.
 Hühren 9, 17, 33.
 Himmelsberg 32.
 Himmelsbrief 42.
 Hirsch 7.
 Hithin 30.
 Hochzeit 52, 53.
 Höggin 30.
 Hohnen 19.
 Holmkrugier 10.
 Holunder 46.
 Horn 40.
 Hdwit 34.
 Hufeisen 42.
 Hülßbusch 43.
 Hund 44.
 Hundbrud 11.
 Hundesett 46.
 Sonnenbäl 11.
 Hurrit 22.
 Hurrupreden 46.
 Jamnow 5.
 Jangelberg 40.
 Jarmer 13.
 Jaromar 37.
 B. v. Jasmund 25.
 Jasmund 8, 52.
 Jasmunder Sprechweise 19.
 Jellängerjellieber 43.
 Jhna 38.
 Jlof 38.
 Jnnungen 54.
 Nagel 43.
 Nalandsstraße 54.
 Nalbstöpfe 42.
 Nankow 13.
 Nankesprache 17.
 Karl XII. 36.
 Karpaten 11.
 Katen 7.
 Katharine 22.
 Katen 44.
 Katengehirn 39.
 Katenloch 8.

Ketelsbagen 36.
 Kiebusch 58.
 Kinnjes 47.
 Kirchdörfer 7.
 Klapperbock 47.
 Klapperbrett 47.
 Kleinhagen 9.
 Klein-Kubbeckow 38.
 Klein-Zider 9.
 Kludder 19.
 Kniepow 31, 35.
 Kniereiterlied 23.
 Knirk 42.
 Knubbenbieter 19.
 Knuthinga Saga 35.
 Kohlmeise 37.
 Kollen 16.
 Königsberg 31.
 Königsstraße 34, 54.
 Koffer 19.
 Krackwitz 7, 9.
 Kranich 45.
 Kreideschlemmerei 56.
 Kreptig 31.
 Kreuzborn 43.
 Kreuzpolka 58.
 Kröte 39, 46.
 Krötenstein 43.
 Krülligstein 43.
 Kühle 44, 48.
 Kuckuck 28, 45, 46.
 Kuckucksküster 37.
 Kuhlbock 59.
 Kuhlstätten 35.
 Kürschner 54.
 Küstendörfer 7, 12.
 Küster 22, 24.
 Kuschquadrille 58.
 Kutscher 41.
 Landen Rdf. 8, 9, 17, 28.
 Landau 25.
 Landgemeinden 6.
 Landvogteigericht 13.
 Langköpfe 12.
 Landensburg 31.
 Landschütz 9.
 Leberreime 53.
 Lein 47.
 Leinenweberei 56.
 Lerche 46.
 Lichtbraten 54.
 Liebeslied 27.
 Lieschow 7.
 Lieten 7.
 Lobbe 9, 34.
 Lobber Ufer 34.
 Lochstein 43.
 Lohme 55.
 Lonwitz 7, 9.
 Lublow 9.

Lummerei 59.
 Machandelboom 37.
 Mägdesprung 36.
 Mähen 56.
 Mäher 48.
 Mahrt 34.
 Mainz 31, 40.
 March 11.
 Märchen 37.
 Mariä Krautweihung 45.
 Mariendorf 7.
 Maulwurf 46.
 Nebow 5.
 Niddelhagen 9.
 Milchstraße 19, 22.
 Milchwirtschaft 43.
 Nirsbirk 31.
 Molkentübererische 39.
 Mölln-Nebow 7.
 Mönchgut 16, 31, 33, 42,
 50, 52.
 Mönchguter Sprechweise 19.
 Mönchsgraben 31, 34.
 Mond 22, 23.
 Nordtaten 13.
 Moritzdorf 7.
 Mäwen 46.
 Müller 24.
 Mustig 31.
 Mutti(land) 18.
 Nachtmahrt 34.
 Nachtwächter 49.
 Nagebitz 9, 31.
 Nekreime 24.
 Neiw 19.
 Neuendorf (Putbus) 7, 9.
 Neuenkirchen 5, 31.
 Neuenstien 7, 9.
 Neuhof 9.
 Neujahr 48, 49, 52.
 Neujahrsasche 48.
 Neujahrsluchen 48.
 Neujahrnacht 48.
 Neutamp 7, 36.
 Neun Berge 32.
 Neu-Nedbewitz 7.
 New 19.
 Nibb 19.
 Nickel 34.
 Niederdeutsch 17.
 Nipmerow 7, 9.
 Nistekig 9.
 Nixen 34.
 Nonnenloch 33.
 Nonnensteine 33.
 Nonnewitz 9.
 Nüll 19.
 Obstbäume 46, 48,

Ober 11.
 Oboaser 11.
 Ofenanbeten 43.
 Oystersteine 35.
 Ortschaft 57.
 Ortsneckerei 25.
 Ostenland 37.
 Ostern 52.
 Osterwölfe 52.
 Baberborn 34.
 Pahnke 13.
 Pait 19.
 Panitschenschoh 59.
 Pantow 9, 31.
 Pardyig 19, 20.
 Pazyg 19, 20, 32.
 Peccatel 33.
 Pelzer 54.
 Pennigfassen 35.
 Perde 48.
 Pferdeköpfe 42.
 Pferdeschädel 45.
 Pfingstmaien 42.
 Philippi Jakobitag 41.
 Philippshagen 31, 34.
 Picht 56.
 Plattdeutsch 17.
 Pluderhofen 16.
 Pogg 44.
 Polchow 7, 9.
 Polka 58.
 Polypheimsage 33.
 Porenut 35.
 Porewit 35.
 Poseritz 8, 9, 31.
 Poswald 40.
 Preeg 9.
 Probefitzen 52.
 Promoiel 7.
 Buddemin 28, 38.
 Buddeminer Wief 35.
 Puf 45.
 Pulkig 38.
 Pusten 46.
 Putbus 50, 54.
 Putgarten 7, 38.
 Quartale 54.
 quienen 40.
 Malow 31.
 Ralswiek 32, 36.
 Ramin 7, 9, 32.
 Ranen 11.
 Rappin 9, 40.
 Rauselmärdchen 38.
 Raubvögel 42.
 Rauchfaten 8.
 Reihendorf 7.
 Reng 35, 42.

Reuter 18.
 Riefen 24.
 Roestfilder Matritel 5.
 Rog 10, 11.
 Roggen 23.
 Roggenbau 10, 11.
 Roggenwulf 56.
 Rosengarten 35, 58.
 Rosgehäge 35.
 Rosshädel 42.
 Rotenkirchen 32.
 Rotkehlchen 37.
 Rugard 8, 36.
 Rugardheide 38.
 Rugendal 35, 38.
 Rugier 10.
 Rugiebit 35.
 Rugiland 11.
 Ruwanen 11.
 Rundköpfe 12.
 Rundling 7.
 Rundohr 59.
 Runen 11.
 Ruschwig 36.
 Ruuger Barg 11.
 Saalhund 26.
 Sad 19.
 Sagard 50, 54.
 Sagen 29.
 Salz 43.
 Salzhering 44.
 Samtens 8.
 Sahnig 7.
 Schäfertanz 59.
 Schaprobe 9, 33.
 Schatzgräber 39.
 Schellhorn 31.
 Schettreifer 45.
 Scheuchlied 45.
 Schicksalshemde 36.
 Schiffshunde 44.
 Schimmelreiter 47.
 Schinder 27.
 Schlange 39, 42, 46.
 Schlawitz 31.
 Schmachter See 31.
 Schmale Heide 37, 40.
 Schmantewitz 19, 36.
 Schneider 54.
 Schoritz 38.
 Schornsteinfeger 24, 49.
 Schottisch 26, 58.
 Schriftsprache 17.
 Schüdelbüch 58.
 Schuhmacher 24, 51, 54.
 Schuster 24.
 Schustertanz 59.
 Schütting 55.
 Schutz des Hauses 41.
 Schützenfest 54.

Schwalbe 42, 44.
 Schwan 53.
 Schwänke 37.
 Schwarten Däg 45.
 Schwarze Berge 32.
 Schwarzer See 36.
 Schwarzer Storch 37.
 Schwedische Quadrille 58.
 Schweineorafel 48.
 Schwierig 35.
 Schwindfucht 46.
 Seedorf 7, 55.
 Seelwig 9.
 Sehlen 7, 45.
 Sellin 9, 34, 40.
 Serams 9, 36.
 Serpin 36.
 Siebenbrünge 59.
 Siebelung 5.
 Silvester 43, 48, 49, 51.
 Silwig 9.
 Sitte 39.
 Slawen 11.
 Slawische Lehnworte 20.
 Sonntagskind 47.
 Spaldhaver 40.
 Sparei 45.
 Spiel 46.
 Spielarten 38.
 Spinne 46.
 Spinnen 47.
 Spinnweben 46.
 Sprichwörter 14, 21.
 Spukwinkel 35.
 Spylter 36, 42, 50.
 Spylterlicher See 31.
 Stammeszugehörigkeit 9.
 Steinbutte 37.
 Stillen 46.
 Stirnkifer 49.
 Stirnstein 43.
 Stockverbinden 46.
 Storch 24, 42, 45.
 Störtebecker 28, 34, 36.
 Streiche 37.
 Stresow 36.
 Streu 8.
 Striken 46.
 Striksbier 56.
 Strohhalm 42.
 Stubben 9.
 Stubbenlammer 34.
 Stubbnit 20, 31, 36.
 Sturmflut 36.
 Suchtenbrechen 46.
 Sudeten 11.
 Süderdörfer 18, 55.
 Sülm 33.
 Swanvithe 35.
 Swantegard 33.
 Swantevit 31, 35 ff.

Swantow 8.
 Sympathie 46.
 Tagewählerei 46.
 Tankow 9.
 Tangbär 51.
 Tänze 58.
 Tanzlieder 25.
 Tauffzerenwach 39.
 Teterow 37.
 tetten 19.
 Teufel 37, 40.
 Teufelsdienst 35.
 Theoderich d. Gr. 11.
 Thiesow 9, 17.
 Thurnageloff 35.
 Tiermärchen 37.
 Tod 49, 52.
 Tollatsch 48.
 Tollwut 44.
 Tonnenfest 55.
 Töwerische 39, 41.
 Totenknochen 39.
 Tracht 15.
 Trent 9.
 Trinken 14.
 Trinklief 28.
 Trip 9.
 Troß 19.
 Tüll 19.
 Tyde 39.
 Ubars 9, 31.
 Umgangssprache 17.
 Ummanz 15, 41, 43, 52, 55.
 Unmanger Sprechweise 18.
 Unnerbär 8.
 Unterirdische 31, 44.
 Urfoig 13.
 Ürt 23.
 Utesch 13.
 Wadder Michel 58.
 Warbelwitz 55.
 Welataben 11.
 Wenin 33.
 Verlobung 52.
 Verräterhaus 9.
 Wilmitz 7, 9, 42.
 Witt 7.
 Witte 9, 55.
 Volksdichte 5.
 Volkslieder 25.
 Volksfagen 29.
 Volkssprache 17.
 Volkstänze 58.
 Volkstracht 15.
 Volksrechtsnacht 40.
 Waase 9.
 Wacholder 42, 43.

Wallberg von Garz 32, 35.
Walzer 26, 58.
Warp 15.
Warzen 46.
Wachsteine 33, 34.
Wassergeister 33.
Wasserjungfer 31.
Waube 31.
Waur 34.
Weberei 17, 56.
Webertanz 59.
Wedde 31.
Weihe 45.
Weihnachten 47.
Weiße Frau 35.
Weizen 23.
Werwolf 35.
Wetterherren 34, 41, 42.
Wiedehopf 37.

Wiegenlied 23.
Wiel 5, 9, 39, 40, 54.
Wieser Bobben 31, 38.
Wienke 13.
Wilber Jäger 29, 30, 34, 35.
v. Willich 28.
Wilzen 11.
Wind 44, 45.
Windbahn 19.
Winkedanz 58.
Witte Wimer 31, 33.
Wittow 31, 33, 44, 48, 52.
Wittower Sprechweise 19.
Witwenrecht 52.
Wizlaw I.—III. 17, 37.
Wode 29, 31.
Wohnplätze 5.
Wohnungswechsel 43.
Wolf 56.

Woffidlo 21.
Wreechen 7, 9.
Wulst 16.
Wunden 46.
Wundergarten 35.
Zabeling 19.
Zauberer 39, 41.
Zauberwesen 39.
Zaunkönig 28, 37.
Zessin 31.
Ziegenbock 47.
Ziegeth 15.
Zirkow 9.
Zopflerche 46.
Zuckerhut 9.
Zudarsche Bucht 40.
Zwerge 31.
Zwölften 41, 47.



587

Buch

Magische Volkstunde.



Bauernhaus in Alt-Reddewitz.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Prof. Dr. A. Haas.

NZ

2395

—♦♦♦—
Verlag von Arthur Schuster
Stettin 1920.